Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 17. März. Nr. 11

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ich gehe hinweg! Von F. Bock. — Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung. II. Von Martha Zietz. — Die Heimarbeitsausstellung in Berlin. II. Von Gebhardt. — Edle Geselligkeit. Von Schönwald. — Meine persönlichen Erinnerungen an Richard Wimmer. I. Von Sophie von Adelung. — „Ein für allemal" verloren? Von G. Fittbogen. — Vom Büchertisch.

Ich gehe hinweg!

Joh. 8, 21.

Ein eigenartiger Klang liegt in diesen Worten! Sie tönen in unser Ohr wie Grabgeläute und Trauermusik, wie Herbstwind und Novembersturm. Ich gehe hinweg! — Wenn so mit erblassender Lippe und mit brechendem Auge der Freund spricht zum Freund, die Mutter zu ihrem Kinde, der Vater zu seinem Sohn, der Gatte zur Gattin: wie schnüren diese Worte das Herz zusammen! Die Lebensfreude der Zurückbleibenden schwindet dahin, und es ist ihnen, als ob der Boden wankte unter ihren Füßen. Eine besonders ernste Bedeutung aber gewinnt dies Wort im Munde Jesu. Wir lassen es jetzt wieder in diesen Wochen der Passionszeit durch unsere Seele klingen. Wir erwägen sein tragisches Geschick und sinnen nach über die Frage, warum es also hat kommen müssen?

Was als eine bestimmte Begebenheit im Laufe der Zeit erfolgt, das suchen wir zunächst auch aus der Zeit und aus den in ihr liegenden Umständen zu erklären. Wir fragen also die uns zu Gebote stehenden Geschichtsquellen: die Evangelien. Sie geben uns eine klare und bestimmte Antwort. Wenn wir auch mit der historischen Kritik und ihrer zwingenden Beweisführung manche Einzelheiten der Überlieferung der dichtenden Phantasie ihrer Verfasser zuschreiben, so können wir uns doch immer noch aus ihren Berichten ein ziemlich genaues Bild über die Vorgänge machen, die mit innerer Notwendigkeit zu der blutigen Katastrohe auf Golgatha führen mußten. Eine unerhört kühne Sprache hatte der Prophet aus Nazareth gegen die maßgebenden Persönlichkeiten geführt (man lese nur Matth. Kap. 23), und damit nicht nur das Ansehen ihres Standes, sondern vielmehr ihre ganze Position erschüttert. Mit seinen Worten voll Geist und Leben traf er sie ins Herz. Er bestritt mit urwüchsiger und genialer Kraft das von ihnen beanspruchte Monopol der Frömmigkeit. Er widersprach Schritt für Schritt ihrem durch und durch veräußerlichten Religionsbetrieb, ihrem Opferwesen, ihren Kultus. Mit heiligem Zorn riß er ihnen die Maske der Heuchelei vom Angesicht und zeigte sie dem Volke in ihrer wahren inneren Gestalt. Kein Wunder, daß die ganze Zunft der Pharisäer und Schriftgelehrten ihn in geschlossener Gegnerschaft mit ihrem grimmigsten Haß und mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgte. Schon während seiner gesegneten Wirksamkeit in Galiläa hatten die Hierarchen von Jerusalem ihre Agenten und Spione geschickt, um ihn zu beobachten und seine große Popularität zu untergraben. Als er nun gar den Entschluß faßte, nach Jerusalem zu ziehen, um im Herzen des Volkes den Kampf um seine neue, innerlich freie Frömmigkeit zu führen und womöglich seinen prophetischen Grundsätzen zum Siege zu verhelfen, da prallten die Gegensätze mit verdoppelter Schärfe aufeinander. Er oder wir: so lautet ihre Losung, und nun setzen sie alle Hebel in Bewegung, ihn aus dem Wege zu schaffen und seinen Mund für immer zu schließen. Unter dem Pöbel wird gegen ihn gewühlt und in den Palästen verleumdet man ihn. Kein Mittel ist zu schlecht, es wird gebraucht. Sie haben ihm den Tod geschworen, und weil sie die Macht in Händen hatten, führen sie ihre Absicht auch aus. So wird Jerusalem, die Priesterstadt, wieder einmal die Prophetenmörderin, und, obgleich innerlich Sieger, erliegt Jesus in tragischem Untergang dem Pharisäismus. Die Geschichte lehrt uns also: frommer Wahn hat seinen Tod herbeigeführt! Dort in Jerusalem geschah, was immer und überall geschieht, wo Bosheit und Heuchelei, Lüge und Verrat, leidenschaftlicher Haß und unversöhnliche Feindschaft den Bund zusammenflechten zum Untergang des Guten, und das Kreuz auf Golgatha ist nur ein Sinnbild und Gegenbild dessen, was das Schicksal aller Besten von jeher in der Welt gewesen. Wer vermöchte sie zu zählen, die unglücklichen Opfer, die dem Fanatismus aller Zeiten gebracht wurden?

Aber dies Resultat ist doch nur die eine Seite der Sache. Ebenso wahr und für uns von höherem Wert ist der andere Gedanke, daß er für sein Lebenswerk das äußerste Opfer zu bringen fest entschlossen war. Wohl hat vielleicht die Ansicht eines neueren Forschers ihre Richtigkeit, daß Jesus nicht von vornherein seinen Tod als letzten Zweck seines Lebens in Aussicht genommen, daß ihn vielmehr noch bei seinem Zug nach Jerusalem ein gewisser Optimismus erfüllt habe. Aber wie schnell folgte doch auf diese Hoffnung eine bittere Enttäuschung. Die Ahnung der Möglichkeit eines trübseliges Ausgangs seiner Sache kommt über ihn und nun setzt er sich mit dieser Möglichkeit auch gründlich auseinander. Der Gang der Ereignisse stellt es ihm immer deutlicher vor Augen, daß es seine Aufgabe sei, ein Märtyrer der Wahrheit zu werden, wenn er sich selber treu bleiben wolle. Daß er dabei einen schweren inneren Seelenkampf gekämpft, daß der Gedanke an den Tod ihn aufs tiefste bewegte und erschütterte, wer könnte ihm dies nicht nachfühlen? Jedes Geschöpf hängt ja doch am Leben. Es graut uns vor dem Sterben, vor der Vernichtung. Wir klammern uns an die Welt, an das Dasein, wie Ertrinkende an die rettende Planke. Daß ihm das von ihm geahnte Leiden Anfechtung bereitete, das nimmt ihm nichts von seinem Ruhme, das bringt ihn uns nur menschlich näher. Aber nachdem er einmal eingesehen, daß die Wahrheit allein durch Opfer zur

Anerkennung und zum Siege gelangen könnte, nachdem er die Notwendigkeit des Leidens und Sterbens erkannt hatte, als unvermeidlich zum Siege seiner Sache, da geht er auch wie ein Held aufrechten Hauptes und entschlossenen Mutes seinen Weg bis zum Ende! Das dunkle Geschick, das über ihn kommt, überwindet er dadurch, daß er es zur Tat seines eigenen freien Entschlusses macht. Er nimmt, seiner Überzeugung getreu, das schwere Kreuz auf sich und so wird sein Tod seines Lebens größte Tat! Wer könnte solchem Wahrheitsmut und solcher Überzeugungstreue seine Anerkennung und seine Bewunderung versagen? Leuchtet uns hier nicht ein Ideal entgegen, das nicht nur ewig schön und groß ist, sondern auch erstrebt werden muß von jedem, der nicht vor sich selbst die Augen niederschlagen und ein innerlich wahrer Mensch bleiben will?

Wahrlich, die christliche Gemeinde wußte sehr wohl, was sie tat, als sie das Kreuz zum Sinnbild ihres Glaubens machte! Von ihm geht auch heute noch eine zur Wahrheitstreue, zu selbstverleugnender Liebe, zur Geduld und Ausdauer im Leiden begeisternde Kraft aus. Und der einst das Wort gesprochen: ich gehe hinweg! ruft auch uns in seinem ganzen Verhalten zu:

Halt dein Herz den Freuden offen
Doch zum Leidenskampf bereit,
Lern' im Mißgeschicke hoffen,
Denk des Sturms bei heitrer Zeit!

F. Bock.

Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung.

II.

2. Die Frauenbewegung eine Sittlichkeitsfrage.

Das erste, was dem Frauenauge auffallen mußte, sobald es einen Blick in das reale Leben tat, waren die sittlichen Zustände unseres Volkes. Die Frau die Hüterin der Sitte! Ein altes, leider abgegriffenes Bild, denn die Sitte war durch die Weltentfremdung der Frau zur Unsitte, ja man kann wohl sagen, in nur zu vielen Fällen eine Unsittlichkeit geworden. Die Gewohnheit, Männern allein die Bestimmung der Sittengesetze zu überlassen, hatte die entsetzliche, unsere sittlichen Begriffe geradezu verwirrende Ansicht von der doppelten Moral geschaffen. Wo der Frau Selbstbeherrschung gepredigt wurde, hieß es für den Mann Zügellosigkeit, ohne daß je bedacht worden wäre, daß, wo ein Teil leidet, in diesem Falle auch der andere logischerweise das Kreuz mitschleppen muß; dazu redet die Tatsache, daß 98 Prozent aller Männer an den Folgen der Zügellosigkeit zu leiden haben, ein ernstes Wort. Als Josephine Buttler Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auch in Deutschland unter Beistand der Gräfin Guillaume-Schack zuerst an diese Lebensfrage des gesunden Menschenverstandes rührte, da waren diese beiden Frauen den unglaublichsten Verfolgungen und tätlichen Angriffen ausgesetzt. Instinktiv sahen die Anhänger der doppelten Moral voraus, daß das Ende ihrer absoluten Ungebundenheit gekommen sei, sobald weiblicher Einfluß sich im öffentlichen Leben zeigte, sobald die Frauen überhaupt nur die leiseste Ahnung von den unhaltbaren Zuständen auf dem Gebiete der sexuellen Moral bekamen.

Zuerst wurde versucht, Rettungshäuser für jene Frauen zu errichten, die durch diese Zustände körperlich und geistig zu grunde gerichtet waren. Aber nur zu bald sahen die Frauen, daß mit Wohltätigkeit auf diesem dunkelsten Gebiete des menschlichen Lebens nichts zu erreichen sei. Die unglücklichen Geschöpfe waren nicht mehr im stande, körperlich zu arbeiten, sich geistig aufzuraffen, und für jede, dem Sündenleben entrissene, fiel eine neue, noch reine Menschenseele in den Sumpf. Da griffen Frauen unter Leitung von Frau Hanna Lieber-Böhm die Sache vom Standpunkte des Jugendschutzes an; sie bekämpften das Schlafstellenwesen, das nur zu oft für die Frauen den ersten Schritt zur Prostitution bedeutet, sie errichteten Heime für junge, im Berufsleben stehende Mädchen, bekämpften die Tingel-Tangel und schlechten Variététheater, petitionierten bei dem Berliner Polizeipräsidenten um Anstellung von Polizeimatronen und richteten 1893 ein Immediatgesuch an den Kaiser, betreffend Abschaffung der staatlichen Protektion der Prostitution. Dieser Petition schlossen sich nacheinander 47 Vereine an. Als ergänzende Arbeit ist die von Ottilie Hoffmann organisierte Arbeit auf dem Gebiete der Abstinenzbewegung zu betrachten. Mit großem Erfolge haben sie, allem Hohn und Spott zum Trotze, die verheerende Wirkung des Alkoholgenusses bekämpft. Es ist bewiesen, daß die meisten Ausschweifungen und Sittlichkeitsverbrechen im trunkenen Zustande ausgeführt werden. Da kann man vom Standpunkte der Sittlichkeitsbewegung die Errichtung von alkoholfreien Restaurants, Kantinen, die verschiedenen Petitionen an die Militärbehörden usw., sowie die Verteilung aufklärender Schriften nur mit dem größten Danke begrüßen.

Alle Bestrebungen der Frauen, ihre Lage zu verbessern, fanden im Jahre 1891 einen Sammelpunkt in dem Bunde deutscher Frauenvereine unter Leitung von Auguste Schmidt, deren Platz nach deren Tode Frau Marie Stritt einnahm. Diese festere Organisation gab der deutschen Frauenbewegung einen freieren, größeren Blick und ließ sie immer höhere Ziele erstreben. Wenn heute 100 000 Frauen, die in 93 Vereinen organisiert sind, eine Petition in die Welt schicken, so ist es unzweifelhaft von größerem Werte, als wenn hier ein Verein und dort ein Vereinchen seine Stimme erhebt. Auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung hat sich im Bunde eine starke Änderung vollzogen. Immer mehr und mehr wurden die Frauen nach der 1898 erfolgten Gründung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine unter Leitung von Minna Cauer, einer der genialsten Frauen Deutschlands, auf den Boden der Internationalen, Abolitionistischen Föderation gedrängt. Lida Heymann, Anna Pappritz, Katharina Scheven und andere haben durch die Gründung von Vereinen in Hamburg, Berlin, Dresden, München, Wiesbaden, Halle, Elberfeld, Bremen, Colmar, Frankfurt a. M., Danzig, Mühlhausen, Breslau und Düsseldorf der Idee der Abschaffung jeglicher Reglementierung der Prostitution unzählige Anhänger geschaffen. Die Anhänger dieser Vereinigung gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß der Staat, indem er einzig die Frau mit den gesetzlichen Konsequenzen eines gemeinsamen Aktes belastet, die unheilvolle Idee verbreitet, daß es für jedes Geschlecht eine besondere Moral gäbe; sie verlangen die zur Verhütung des öffentlichen Ärgernisses erforderlichen Maßregeln sowohl auf Männer, wie auf Frauen ausgedehnt. Artikel 1 ihrer Satzungen zeigt klar und fest das Programm dieser Vereinigung. Die Föderation, gegründet am 19. März 1875 verfolgt den Zweck: die Prostitution als gesetzliche oder geduldete Institution abzuschaffen. Die administrative Organisation der Prostitution als einen gesundheitlichen Irrtum, als eine soziale Ungerechtigkeit, als eine moralische Ungeheuerlichkeit und als ein förmliches Verbrechen gegen jedes Recht verwerfend sucht die Föderation eine allgemeine Verurteilung dieser Institution hervorzurufen.

Die Durchführung dieses Programms bedeutete ein völliges Umdenken aller unserer jahrhunderte- ja, man kann wohl sagen, jahrtausendealten Anschauungen. Die Ansichten brachen sich langsam Bahn; sie hatten ihre geschworenen Feinde in dem größten Teile der Männerwelt, wenn auch erwähnt werden muß, daß viele einsichtige, sittlich hochstehende Männer sich in Deutschland von Anfang an dieser Bewegung anschlossen, so Pfarrer Hoffet, Professor Flesch, Bürgermeister Schlumberger aus Colmar, der im Jahre 1881 die Abschaffung der Reglementierung der Prostitution und die Schließung der Bordelle in Colmar verfügte. Aber die gesamte Sittenpolizei und mit ihr die einzelnen Bundesregierungen stehen der Frauenarbeit auf diesem Gebiete wenig freundlich gegenüber. Man stellt die Frau noch überall unter jene verhängnisvollen Ausnahmegesetze, die zur Ver-

haftung jeder anständigen Frau führen können. Wohl hat die Berliner Polizei eine Ärztin angestellt zur Untersuchung der erstmalig zu untersuchenden Frauen, aber im ganzen fürchtet man den klaren, reinen Blick der Frauen; in Hamburg, das wohl mit die grauenhaftesten Zustände auf diesem Gebiete hat, verbietet die Polizei jede öffentliche Versammlung des Zweigvereins der Föderation, ohne Ansehen des Themas. Diese Art der Verteidigung eines morschen Hauses zeigt, wie notwendig es ist, hier Wandel zu schaffen. Mit großem Eifer wird in allen Zweigvereinen an der Aufklärung der Jugend über sexuelle Fragen gearbeitet. Durch Unkenntnis der Folgen ist bei manchem jungen Menschen der Grund zu einem verlorenen Leben gelegt; es ist die erste Pflicht des Erwachsenen, die Jugend zu schützen. Die ganze sittliche und körperliche Gesundheit unseres Volkes steht auf dem Spiele; ein neues, gesundes und wirklich religiöses Geschlecht wird erstehen, wenn auf sexuellem Gebiete nicht mehr mit zweierlei Maß gemessen wird. Aber empor soll die Menschheit, nicht jene fin de siècle Menschen sollen den Sieg behalten, die, in vollkommener Verkennung der menschlichen Bestimmung, jetzt volles, freies Sichausleben für Mann und Frau verkünden, sondern siegen soll und muß jene Weltanschauung, die sittliche Reinheit und Selbstbeherrschung fordert. Unter Männerregierung hat es nur einzelne Verkündiger dieses Ideals gegeben, die neue Frau ist berufen, es in die Wirklichkeit umzusetzen. Martha Zietz.

Die Heimarbeitsausstellung in Berlin.

II.

Wenn man sich diese Löhne vor Augen hält, kann man sich ein Bild von dem furchtbaren Elend machen. Die an den Wänden aufgehängten Photographien machen es noch deutlicher. Da sehen wir z. B. den Arbeits- und Wohnraum eines Gemüsemesserreiders: 3 m lang, 2 m hoch, $2^1/_2$ m breit.

Über dem Tisch, wo die Spitzen aus dem Erzgebirge ausgestellt sind, hängt das Bild einer Mutter, die ein halbjähriges Kind auf dem Schoße hat und mit der rechten Hand die Maschine dreht. Mit dem Rücken ihr gegenüber sitzt ein etwa achtjähriges Kind auch an einer Maschine. Mit der rechten Hand dreht das Kind das Rad und vor ihr liegt das Lesebuch für die Schularbeit zum anderen Morgen.

Solche Arbeit ist kein Segen. Solche Arbeit ist ein Fluch. Ein Fluch, der Frauen und Kinder mordet.

Wehe unserem Christentum! wehe unserer Staatsordnung, unserer Bildung, unserer Kultur! wenn alle diese Mächte nicht aufstehen, um das Elend zu beseitigen.

Was müssen wir tun? Die Frage wird niemanden loslassen, der die Heimarbeitsausstellung besucht hat. Was müssen wir tun?

Was zu geschehen hat, kann sich nur aus der genauesten Kenntnis der Verschiedenartigkeit der Heimarbeit ergeben. Etwa die gesamte Heimarbeit verbieten, das würde den sicheren Hungertod von hunderttausend Menschen verursachen. Es ist ganz etwas anderes, ob die Heimarbeit wirkliche Berufsarbeit ist, oder ob sie nur eine Beihülfe zu dem ordentlichen Berufsverdienst ist. Ob sie von Invaliden, Krüppeln, Alten, Schwachen usw. ausgeübt wird, die zu regelmäßiger, anstrengender Arbeit nicht oder nicht mehr fähig sind, oder ob Männer, Frauen, Kinder in der Heimarbeit ihre Gesundheit verlieren und früh dahinsterben. Es ist etwas anderes, wenn einzelne, z. B. in Berlin, die unter Umständen etwas anderes tun könnten, sich zur Heimarbeit entschließen, und es ist etwas anderes, wenn im Erzgebirge und im Spessart ganze Dorfschaften nach Brauch und Herkommen, und weil es nur diese Art des Erwerbes für sie gibt, von der Heimarbeit leben.

Manches läßt sich offenbar durch die Gesetzgebung ändern. Wenn z. B. das Polieren der Faberschen Bleistifte, das $7^3/_4$ Pfennig einbringt, von den Arbeitern besorgt wird, die sich und ihrer Familie diese Arbeit aus der Fabrik mitbringen, so könnte diese Art der Heimarbeit einfach verboten werden. Der Staat darf doch unter keinen Umständen dulden, daß die Fabrikgesetzgebung von Unternehmern umgangen wird dadurch, daß sie Arbeiten, die in der Fabrik ausgeführt werden könnten und auch wohl früher ausgeführt sind, daheim ausführen lassen. Nach dieser Richtung gehen die Wünsche der Gewerkschaften, die das Weitere dann von der Organisation und den Lohnkämpfen erwarten. Eine zweite Art der Hülfe würde in einigen Produktionszweigen dadurch geschaffen, daß der Zwischenhandel beseitigt wird durch die Bildung von Heimarbeiter-Verkaufsgenossenschaften. So wird z. B. für den Meter Hutborde ein Stücklohn von 35 Pfennig gezahlt, der Grossist nimmt 1,10 Mk., der Ladenpreis beträgt 2,50 Mk. Auch für Berliner Korbwaren entfällt auf den Zwischenhandel viel zu viel. Ich denke wenigstens, daß 100 Prozent Aufschlag auf Rohstoff und Arbeit für den alleinigen Nutzen des Handels zu viel sind.

Ferner könnte für Heimarbeiter wie im Erzgebirge vielleicht dadurch eine allmähliche Rettung kommen, daß die Kinder anderen Berufen zugeführt werden. Hier wäre Belehrung, Aufklärung, gute Schulbildung am Platz. Doch genug! Es ist nicht meine Aufgabe, Rat zu erteilen, wo die Politiker und Nationalökonomen zuständig sind. Staatshülfe, Selbsthülfe, Bruderhülfe, das ist ihr Gebiet. Und ich zweifle nicht daran, daß sie sich rühren werden. Für uns, die Gemeinde des „Protestantenblattes“ aber, ist noch eine andere Frage und von uns selbst zu beantworten. Was können wir tun? Und was müssen wir tun?

Die Orthodoxie hat für diese Armen ein doppeltes Rezept. Eins für den Leib und eins für die Seele. Ihre Medizin für leibliche Not ist Wohltätigkeit, die Armensuppen verteilt und das vorhandene Elend mildert. Für die Seele hat die Orthodoxie die Predigt der Zufriedenheit und Ergebung verbunden mit dem Trost auf das Jenseits. Dadurch macht sie das Elend erträglich.

Wer wollte leugnen, daß durch Wohltätigkeit, Zufriedenheit, Himmelshoffnung nicht doch ein Stückchen blauer Himmel in die graue Alltagswelt der Armut hineingetragen wird? Wer schaudert nicht zurück vor der Hölle der Trostlosigkeit und Verzweiflung, wenn diesen Armen alles genommen und nichts dafür gegeben wird?

Aber unsere Art der Hülfe muß doch eine ganz andere sein. Nöte mildern, um sie erträglich zu machen, heißt im letzten Grunde das Elend für ewig notwendig erklären und ewig bestehen lassen. Deshalb ist das erste, was wir predigen müssen, daß die Liebe Gottes solche Nöte überhaupt nicht will. Und unser Glaube muß ein fröhlicher Glaube sein an die Möglichkeit der Überwindung solcher Not. Es soll ja nichts gegen die Ewigkeitshoffnung gesagt werden. Aber unsere Trägheit darf nicht aus dieser Ewigkeitshoffnung ein Ruhekissen machen. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“ —, wir dürfen diesen Willen doch nicht auslegen, als ob er erst im Jenseits anfinge. Auf dem Helfen liegt der Nachdruck. Gottes Wille, der durch uns geschieht, soll dazu dienen, daß den Menschen geholfen werde. Dazu predigen wir Christus, nicht den weltenfernen der Orthodoxie, sondern den Menschenfreund. Gewiß, er hat uns kein sozialpolitisches Programm hinterlassen, aber seine rettende Liebe muß uns den Weg weisen. Und die Liebe Christi — ich wiederhole, was Naumann oft genug gepredigt hat — darf nicht die weiche Liebe des sterbenden Gotteslammes sein. Seine Liebe ist herbe Gerechtigkeit, ist Zorn, ist Geißel gegen Goldgier, Heuchelei, Unbarmherzigkeit. So müssen wir soziale Gerechtigkeit predigen, das Recht der Armen auf Organisation, ja auch die Notwendigkeit des Klassenkampfes zugeben. Wir dürfen nicht Ergebung und Zufriedenheit predigen, wo diese Tugenden nicht hingehören. Unzufriedenheit ist die Quelle des Fortschritts. Nicht immer und überall. Aber für die Heimarbeiter sicherlich. Und ob Ergebung immer gut ist? Sie muß Menschen und Erdennöten gegenüber

zur Tatkraft, zur heiligen Rücksichtslosigkeit werden. Das ist auch entschiedenes Christentum. Denn in trostloser, Kinder mordender Armut —, da geht auch die Seele verloren. Und wenn einer die ganze Welt verlöre (so können wir auch sagen) und nähme doch Schaden an seiner Seele? „Schaffung der Seelen Seligkeit“ —, übersetzen wir diese Phrase der Orthodoxie in das verständliche „Rettung von menschlichen Persönlichkeiten“, daß sie Menschen bleiben oder Menschen werden und nicht stumpfe Arbeitstiere.

Zum Schluß noch eine Notiz aus der „B. Z. am Montag“ vom 22. Februar. Danach haben die Frauen von Offizieren eines pommerschen Kavallerieregiments für eine Berliner große Wäschefabrik gestickte Damenkragen mit Hohlsäumchen augefertigt. Arbeitslohn: zwei Mark das ganze Dutzend. Die Damen werden ja wohl aufhören, wenn nun ihre Heimarbeit in die Öffentlichkeit kommt. Aber mit Recht erinnert die „B. Z. am Montag“ daran, daß ihre Arbeitseinstellung nichts hilft, so lange es noch andere Frauen und Mädchen aus ihren Kreisen gibt, die in Berlin W. wohnend, nicht bloß Damenkragen mit Hohlsäumchen sticken, sondern auch Spitzen klöppeln, Handschuhe nähen, Brandmalereien anfertigen, Fächer, Tassen und Teller bemalen, alles für zwei Mark das Dutzend und für noch weniger. „Das Geld, das sie durch ihre Arbeit verdienen, ist ihnen zwar eine ganz willkommene Zubuße zu ihrem Taschengelde, aber wertvoll ist es ihnen in der Tat meist nur darum, weil sie es wirklich verdient haben. Freilich, daß sie Heimarbeiterinnen sind, genau so, wie diejenigen, die vier Treppen hoch in den Hinterhäusern wohnen, und die wöchentlich in die Fabrik gehen, um zu „liefern“, — das darf man ihnen nicht sagen. Sie glauben's auch gar nicht, wenn man's ihnen sagt, sondern bleiben fest und steif dabei, daß sie junge Damen aus den besten Kreisen sind, die sich nur durch tüchtige Arbeit die Zeit ein wenig vertreiben. Das ist vornehm. Aber Heimarbeiterin? Brr — welch ein muffiger Armeleutegeruch verbindet sich mit diesem Wort!

Sie wissen's nicht besser, die guten Kinder. Viel besser wissen es schon diejenigen, welche den Heimarbeitssport in feinen Kreisen geschäftlich ausnützen — zwei Mark für das Dutzend gestickter Damenkragen mit Hohlsäumchen! — und am allerbesten wissen es die Tausende und Abertausende von armen Frauen und Mädchen, für welche die porzellanmalenden und spitzenklöppelnden Geheimratstöchter die Lohndrückerinnen sind, denen sie mit ihrer Sporthäkelei die Arbeit wegnehmen und das Stückchen Brot, das sie sich mit dieser Arbeit sauer verdienen müssen.“

Berlin. Gebhardt.

Edle Geselligkeit.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Schilderer unseres Kulturstandes um die Wende des Jahrhunderts, die Deutschen einmal unter dem Gesichtspunkte des geselligen Verkehrs zu beurteilen, den die Schichten aller Stände untereinander pflegen. An dieser Stelle würde es zu weit führen, über die vorhandenen Verschiedenheiten in der Geselligkeit zu reden. Wohl sind die Arten des Verkehrs innerhalb der einzelnen Gesellschaftskreise ziemlich gleichartig, ja oft sogar einförmig, sie sind aber, wenn man die Unterschiede ins Auge faßt, die Stand und Bildung, Lebensanschauung und Geldbeutel, örtliche Gewohnheiten und Gepflogenheiten bedingen, doch nicht mit wenigen Zeilen zu erschöpfen.

Von edler Geselligkeit wollen wir hier reden. Edel nennt man eine menschliche Verkehrsform dann, wenn sie nicht bloß einer zufälligen Sitte oder trägen Gewohnheit ihr Dasein verdankt und nicht bloß einen vorübergehenden äußerlichen Nutzen oder eine Annehmlichkeit für die Sinne des Menschen, sondern, am besten ohne besondere Absichtlichkeit, einen gewissen höheren idealen Zweck, einen inneren Wert, z. B. etwa in der Richtung der Anregung zum sittlichen Ausbau der Persönlichkeit und zu gegenseitiger Erziehung und Abschleifung der egoistischen Triebe im Menschen an und in sich trägt.

Es wird kaum behauptet werden können, daß unserem gewöhnlichen Verkehr, wie ihn der deutsche Bürger- und gebildete Mittelstand — der hier in erster Linie in Gemäßheit unseres Leserkreises ins Auge zu fassen ist — pflegt, in obigem Sinne das hohe Prädikat „edel“ immer zu gewähren sein wird. Die Zusammenkünfte der Familien an festlicher Abendtafel, der Biertisch der Männer, die Kaffeekränzchen der Frauen, die Tanzvergnügungen der jungen Welt, der Skat und Whist der Alten, brauchen nichts Unedles an sich zu haben, sind aber auch nicht gerade, wenigstens so wie sie landläufig gehandhabt werden, als edel oder veredelnd anzusprechen. Die wenigsten unter uns können sich dem Verkehr, wie er in unseren Tagen in den Kreisen der gebildeten Stände Sitte geworden, entziehen. Mehr oder weniger machen wir ihn alle mit. Da und dort seufzen wir vielleicht über den geringen geistigen Ertrag, den die oder jene Abendgesellschaft, der oder jener Besuch einer befreundeten Familie uns bot, aber im allgemeinen sind wir doch zufrieden, nach des Tages Arbeit bei einem Plauderstündchen über Hinz und Kunz unsern Geist ausruhen zu lassen, unter fröhlichen Menschen einmal über harmlose Scherze zu lachen, oder bei guter Speise und anregendem Trank in Feststimmung freundliche Worte mit Nachbarn und vielleicht noch lieber Nachbarinnen — denn die Frauen sollen ja Hüterinnen feiner und heiterer Sitte und angenehmer Geselligkeit sein und bleiben — zu wechseln. Wenn wir ernster gestimmt sind oder älter oder bedrückt von Sorgen und zahlreichen Berufsgeschäften, dann erleiden wir wenigstens Saison für Saison das, was Sitte und Herkommen, was die „Standespflicht“ vorschreibt, ohne indessen so verblendet zu sein, diese Geselligkeit allemal als eine edle zu bezeichnen.

Manche der freundlichen Leserinnen dieses Blattes gehen vielleicht gern zu einem Kaffeekränzchen zur Frau Direktor oder Frau Rat oder zur Frau Pastor ihres Ortes. Sie schütteln öfter den Kopf über der raschen Zungen muntere Arbeit, die vielleicht an manches lieben Nächsten gutem Namen rüttelt und schüttelt, über die tausend Nichtigkeiten und Eitelkeiten und kleinen oder großen Unwahrhaftigkeiten, die aus den mehr oder weniger harmlosen Seelen hervordrängen, — aber im ganzen sind sie doch befriedigt. Es waren angenehm verbrachte Stunden, die zwar keinen positiven Ertrag für Geist und Herz zurückließen, aber immerhin keine besondere Charakterverderbnis, wenigstens bei weniger suggestiven Naturen im Gefolge hatten. Und manche der Leserinnen denken auch recht gern an die Abendgesellschaften und Tanzunterhaltungen aus ihrer lieben schönen Jugend, sowie, zwar mit geringerer Begeisterung aber doch nicht gerade mit Entsetzen, an diejenigen neueren Datums, da sie als Ballmütter ihre Töchterlein geleiteten, mit halbem Herzen vielleicht, aber doch der Sitte sich beugend, die den Verkehr der Geschlechter in Deutschland auf einen sozusagen offiziellen Boden einschränkt, sehr zum Schaden der Herzensunschuld und des späteren Eheglücks. Sie werden nicht so verblendet sein, dabei unbedingt von edler Geselligkeit zu reden, sie werden aber mit Recht über puritanische Anschauungen, die die Jugend nicht jung sein lassen will, lächeln.

Viele der Leser dieses Blattes gehen vielleicht ebenfalls gern öfters oder seltener zum Stammtisch, an dem man „ernste Männertöne“ hört, da und dort ein gescheites Urteil über Regierung und Parlament, über Kommunal- und Kirchenpolitik, da und dort einen wirklich guten Witz, der unter heilsamer Erschütterung des Zwerchfells für gute Verdauung sorgen soll, da und dort eine Neuigkeit, die Wert hat im Erwerbsleben und für die Menschenkenntnis. Mancher auch sitzt gern einmal beim Dreimännerspiel im lauschigen Winkel der Wein- oder Bierkneipe oder im Familienzimmer und freut sich der nicht immer geistlosen angenehmen Unterhaltung und Ausspannung von ernsterem Denken, — aber freilich, wenn er irgend tiefer veranlagt ist, wird er

sein Herz doch nicht an diese Dinge hängen und wird sich hüten, unter den Begriff „edle Geselligkeit" diese Formen des Kulturmenschenverkehrs bedingungslos hineinzurechnen. Es gibt da, selbst wenn wir sehr tolerant denken, doch zuviel Auswüchse unfeiner Sitte, zuviel Unreines, Verkehrtes, Charaktermordendes, an das wir streifen müssen.

An diesem Punkt setzen die schweren Gefahren ein, die der Alkohol in jeder Form im Gefolge hat. Der Alkohol entfesselt ja leicht zuviel von der gemeineren Natur des Menschen, er zeigt das Wesen vieler, die sich nicht zu beherrschen vermögen, in einem Licht, das zwar nicht ihr wahres Gesicht enthüllt — an die maudite race zu glauben müssen wir doch wohl als Christen den Menschenfeinden und Schwarzsehern überlassen —, aber doch immerhin die unsaubere Gärung gewisser Hefen der Menschennatur allzusehr beleuchtet. Der Alkohol begünstigt leicht das Regiment der Lauten, der Herrschsüchtigen und Rechthaberischen, der Unfeinen, der Platten und Humorarmen, er hilft dem starken Stimmorgan rasch zum Sieg, dem leichtverständlichen Kalauer, der humorlosen Zote, er verdammt, wo er die Führung ergreift, die feinere Natur zum Schweigen und drückt sie in eine nur duldende Rolle. Der Alkohol, besonders in Form minderwertiger Biere, vom gebrannten Wasser ganz zu schweigen, wirkt auch infolge häufiger Unmäßigkeit und noch mehr durch langjährige philiströse Gewohnheit auf das Empfindungsleben und überhaupt alle besseren menschlichen Instinkte äußerst nachteilig. Er verdummt ganze Geschlechter, verseucht manche Ortschaften, läßt oft gerade die gebildetere Männerwelt ganzer Städte mehr oder weniger verblöden. Er trübt das Urteil und mordet die Ideale, erstickt den Familiensinn und fördert die Nörgelsucht, er macht unfähig zum wahren geistigen Schaffen, kurzum, er betäubt und zerrüttet die edelsten und besten Geistes- und Seelenkräfte. Der Alkohol schafft geradezu Typen in der Männerwelt, traurige Bilder einer volksverheerenden Sitte, Typen in körperlicher und geistiger Hinsicht mit allen trüben Anzeichen der Degeneration unseres Geschlechts. Man lese nur, um bloß dies eine Neueste aus unserer Literatur herauszugreifen, die klassische Schilderung eines Frenssen über Wesen und Charakter seiner lieben Hilligenleier, wie sie im Klub ihre Bierbank- und Kirchturmpolitik treiben und, vom Alkohol verdummt, gar deutliche Zeichen eines intellektuellen und moralischen Tiefstandes zur Schau tragen: „Sie redeten gerade über Hausmäuse", so beschreibt ein kluger Beobachter dieser Spießbürger Stammtischreden. „Jeder Anwesende erzählte eine Mausgeschichte, die sein Eigentum ist, und auf die er stolz ist. Die anderen saßen vorübergebeugt und starrten den Erzähler an, nicht aus Interesse an der Geschichte, die kennen sie schon lange, sondern aus brennender Begier, nun ihre eigene Mausgeschichte erzählen zu können. . . „Nachher kamen sie auf Politik. Sie haben da so den Standpunkt von Anno 75 und fassen alles zusammen mit den Worten: die drei großen Dummheiten Bismarcks. . . Und dann haben sie so ein Wort, so einen Witz, den sie immer anbringen. Sie sagen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser? Paßt man auf! Sie liegt bald im Wasser." Dieser Witz ist aber im Unterschied von der Mausgeschichte nicht Eigentum eines einzelnen Mitgliedes, sondern er ist gemeinsames Klubeigentum. Wenn ein Neuling oder ein Fremdling den Klub betritt, so bringt irgend einer von ihnen diesen Witz an den Mann, und dann sieht er sich mit stolzen, blanken Augen nach allen anderen Mitgliedern um und sieht in lauter blanke, stolze Augen. . . Nachher kamen sie auf allerlei Anekdoten. Es waren fast lauter Zoten. Dies Anekdotenerzählen ist eine gemeine Seuche, die stark umgeht. Diese Geschichten treiben den Ernst aus dem Tagewerk und die Ehrfurcht aus dem Leben. Da im Klub sitzen die alten Familienväter und die jungen ledigen Männer beieinander und lachen über die Gemeinheiten und richten ihren eigenen Charakter und die der anderen zugrunde."

Jeder nicht Voreingenommene wird gern zugeben und jeder Vaterlandsfreund mit besonderer Trauer: dieses Hilligenlei liegt nicht bloß da oben an der Waterkant, sondern in Schlesien so gut wie in Ostpreußen, in Württemberg so gut wie in Westfalen, ja auch in Dresden so gut wie in Berlin und München, also allüberall in dem Lande, in dem die deutsche Zunge klingt, in dem die berühmten „Idealisten und Träumer" sitzen, die der Teufel Alkohol zu beschränkten Philistern und traurigen Typen der Kulturmenschheit gemacht hat. Nein wahrhaftig, edel ist diese Geselligkeit der Männer des deutschen Bürger- und Mittelstandes bis hinauf in die Kreise der Führenden der Nation nicht ohne weiteres zu nennen, wenn es auch ein schwerer Fehler wäre, diese ihre verzerrten Formen durchaus zu verallgemeinern und nicht freundliche Ausnahmen zu konstatieren. Nicht immer macht der Stammtisch die Menschen, sondern mitunter machen glücklicherweise die Menschen den Stammtisch, und eine Reihe edler, geistvoller und gebildeter Männer, vielleicht an einem kleinen Ort ein einziger Einflußreicher schon, können jene Form der Geselligkeit durch den Eindruck ihrer Persönlichkeit veredeln.

Auf dem Gebiete des Verkehrs können uns frühere Zeitepochen geradezu Vorbilder und Muster bieten. Der moderne Mensch ist mehr oder weniger nervös, er hat wenig Zeit, die Umwelt bietet eine nur dem Ungebildeten oder Stumpfsinnigen ungefährliche Menge von Eindrücken, die Fülle der Gesichte ist schier erdrückend für jeden irgend beweglichen, gebildeten Geist. Das Gespräch im Menschenverkehr will diesen Gesichten Ausdruck geben. Man will Gedanken tauschen, Urteile hören, die Dinge von verschiedenen Gesichtswinkeln betrachtet sehen. Dort aber entsteht eine große Gefahr, der geradezu die meisten Gesellschaftskreise von heute erliegen. Man meidet die Gründlichkeit, man hüpft von Gegenstand zu Gegenstand, von Thema zu Thema. Die verehrten Frauen, die gern die Zügel der Unterhaltung in der Hand behalten, leisten gewöhnlich in diesem Punkte Erstaunliches. Ehe noch der Denkende, Forschende, sich nicht mit Schlagworten oder bon mots Begnügende seine Antwort und seine Urteile abschließend formulieren konnte, ist in den meisten Fällen das Interesse an dem, was er geben wollte, erlahmt. Das Thema ist durch irgend eine vorlaute Frage Irgendeines oder Irgendeiner verschoben oder bereits ganz fallen gelassen, und dem Gründlichen bleibt nur der Ausweg, mit dem nächsten Nachbar, der ihm stillhält, der Sache einigermaßen auf den Grund zu gehen. Der gesellige Verkehr verliert durch diese Gepflogenheiten eine große Menge von Bildendem, Förderndem für die einzelnen. Er erzieht wohl zur Schlagfertigkeit, aber er verführt auch zur Oberflächlichkeit. Das, was ihm wahren Adel verleiht, die Bildung der Geister, die immer Veredelung des Gemüts mit sich bringen muß, unterbleibt. Frühere Zeiten mit ihrer intensiven Art zu erleben, ihrer sinnigen Deutung selbst der alltäglichen Erscheinungen des Lebens, ihrem aufmerksamen Lauschen auf die leisen Schwingungen der Seele im Verkehr von Mensch zu Mensch, ihrem steten Gerichtetsein der Sinne auf die letzten Ziele des Daseins, frühere Zeiten, etwa die der Weimaraner Glanztage oder die einer Rachel Lewin, welche für jeden Kenner von einer außerordentlich hohen gesellschaftlichen Kultur Zeugnis ablegen, sie können uns wahrhaftig Lehrmeister in der hohen Kunst sein, unsere Geselligkeit zu vertiefen und damit zu veredeln. „Ein Gespräch ist schöner als das Sonnenlicht", so schreibt Goethe an seine geliebte Frau von Stein. Wenn auch unsere Zeit anstatt über jenes „empfindelnde Zeitalter" zu spotten, diese feine Wahrheit zu verwirklichen imstande wäre, wir könnten dann freudig bekennen: Ja, wir besitzen eine edle Geselligkeit.

Wie gelangen wir dazu, heutzutage wahrhaft edle Geselligkeit zu pflegen und zur Sitte zu gestalten? Die Frage ist eigentlich leicht beantwortet: Schafft edle Menschen, d. h. übt Selbstzucht an euch und gute Erziehung an der Jugend mit dem hohen Ziel der Abschleifung egoistischer Instinkte zugunsten der altruistischen, dann werdet ihr auch das erzielen, was man edle Geselligkeit nennt. Tretet dem übertriebenen Luxus entgegen und bekämpft die Großmannssucht, helft den blöden Kastengeist durchbrechen und sucht

euch brave und gescheite Menschen zum Verkehr, dann werdet ihr eure Geselligkeit veredeln. Der einzelne kann zu seiner Selbsterziehung viel tun durch die reichliche Aufnahme aller Kulturelemente, wie sie unsere Zeit in so verschwenderischer Fülle bietet. Er kann seinen Sinn erweitern und vertiefen durch reine und feine Freuden, wie sie die Übung von Künsten und Wissenschaften, wie sie eine duldsam und weitherzig gepflegte Religiosität zuhöchst gewährt. Am besten und erfolgreichsten wird er sich jedoch vervollkommnen, wenn andere Menschen, die er sich nicht nach konventionellen Gesichtspunkten, also lediglich aus seiner engen Kaste, sondern nach seinem innersten und besten Empfinden wählt, ihn dabei unterstützen durch die Begegnung und Zwiesprache der Geister untereinander im geselligen Verkehr.

Um der Geselligkeit einen edlen Inhalt zu geben — denn sie ist ja an sich zunächst leere Form —, können wir uns kleinerer oder größerer Hülfsmittel bedienen. Da sind die Künste, der Humor, da sind die heut so mächtig popularisierten Wissenschaften. Wie kann ein einfaches Lied aus einigermaßen geschulter Kehle, aus einer zart empfindenden Seele, anspruchslos vorgetragen, schon erhebend wirken auf einen Kreis von Menschen, in dem die Gespräche einmal stocken und die Phrase ihr Regiment antritt! Wie kann überhaupt gute Musik, geschmackvoll und mit Liebe gepflegt, zur Veredelung der Sitte und Erhebung der Gemüter beitragen! Die reichen Schätze unserer deutschen Dichtung können, im harmonischen Kreise von Berufenen dargeboten, sogar tiefere Eindrücke erzielen, als wenn sie in der Einsamkeit genossen werden und können der geselligen Stunde Kieselgestein in lauteres Gold verwandeln. Ein kurzer lebendiger Vortrag über allgemein interessierende Fragen, vielleicht mit darauf folgender gut geleiteter Debatte, könnte gebildeten Menschen aus einer Abendgesellschaft Werte mitgeben, die ein flüchtig gelesenes Buch in dem Tagesberuf abgestohlener Stunde kaum zu vermitteln vermag.

Was wir Gebildeten in unseren Kreisen in dieser Hinsicht gelernt, das müssen wir dann auch weiter hinaustragen unter die Massen derer, die der fordernde Ernst enger und mühseliger Berufsarbeit von den Bildungselementen unserer Zeit mehr oder weniger ausschließt. Wer sich dazu irgend berufen fühlt, der trete hinaus vor das Volk und rede von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, oder besser, er lasse die großen Männer der Geschichte, die Heroen der Wissenschaft und die Propheten der Zeit, unsere Dichter, durch ihre Taten und Forschungen, ihre Gedanken und Visionen zu den Herzen und Köpfen sprechen. Er wird ein gutes Werk tun und seiner höchsten sozialen Pflicht zu leben verstehen; er wird wahrhaft edle Geselligkeit fördern, auch in den breiten Massen unseres Volkes.

Die reiche Menge von Förderungsmitteln edler Geselligkeit muß ein jeder von uns den Mut haben anzuwenden im größeren oder kleineren Kreise, im Privatzirkel und in der Öffentlichkeit. Die höheren Stände der Nation müssen darin vorangehen. Sie sind imstande, in dieser Hinsicht geradezu Sitte bildend zu wirken. Man höre nicht immer wieder von wilden Vergnügungen aus jenen Kreisen, von Nerven und Existenz zerrüttendem „Jeu" und schlimmeren Dingen, die an die Zeiten edelste Menschenwerte vernichtender Barbarei erinnern. Mache auch keiner unter uns jenes: „glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt" zu seinem Grundsatz! Gehen wir vielmehr unter die Menschen und tun unter ihnen aus Liebe, was wir als unsere Pflicht erkennen: schaffen wir, pflegen und hüten wir jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften eine edle Geselligkeit.

Schönwald.

Meine persönlichen Erinnerungen an Richard Wimmer. I.

Von Sophie von Adelung.

Es mag nun schon fünfzehn Jahre her sein, als mir eine Freundin ein kleines Büchlein mit den Worten brachte: „Das ist etwas für Sie". Es war „Im Kampf um die Weltanschauung, Bekenntnisse eines Theologen". Und ob das Büchlein etwas für mich war! Ich habe es gelesen und immer wieder gelesen; es eröffnete mir einen ganz neuen Ausblick ins Freie, Weite, und durch dieses Freie, Weite in die Unendlichkeit hinaus. Es schien etwas von ihm auszugehen, wie ein reiner Bergeshauch; und so mutig und stark waren die Worte, trotz aller Bescheidenheit, daß es war, als könne ihrem frommen Sinn niemand und nichts etwas anhaben; weder der Materialismus noch die dogmatische Engherzigkeit, weder Atheisten noch Pietisten. Wie ein Fels kam es mir vor in dem Meer von Streitigkeiten und Zweifeln, die damals in der Welt des Glaubens und des Wissens auf- und abwogten, wie ein großer Trost und eine tiefe, stille Freude für ungewisse Gemüter, die angstvoll nach etwas Sicherem ausschauten, und die sich nach dem verschlossenen Paradiese ihrer Kindheit zurücksehnten, nach Gott, einem Gott, der ihnen bliebe, auch inmitten aller modernen Wissenschaft und allen Zweifeln. Gute Menschen hatte ich schon kennen gelernt, gescheidte ebenfalls und fromme auch. Aber hier war ein Mann, der alle diese drei Eigenschaften in sich zu vereinigen schien, und den man deshalb zum Führer wählen konnte und ihm rückhaltslos vertrauen. „Einen solchen Mann Freund nennen zu dürfen, müßte das größte Glück sein", durchzuckte es mir die Seele, als ich wieder einmal in dem Büchlein blätterte.

Und Gott hat mir dieses Glück geschenkt.

Vorerst war jedoch keine Aussicht vorhanden, daß ich auch nur erfahren sollte, wer der Verfasser meines Büchleins war; er hüllte sich in ein bescheidenes Dunkel. Doch unter den Theologen und Nichttheologen war inzwischen ein heißer Streit über dasselbe entbrannt; sie nannten es gottlos und seinen Verfasser einen Ungläubigen. Sie lasen und verwarfen es, nur, um es wieder zu lesen. Es wurde von der Kanzel herab empfohlen, und dann wieder wurde öffentlich in Zeitschriften aller Art vor dem gefährlichen Manne gewarnt, der das Wunder leugne und das Dogma einfach beiseite schiebe, um ohne alle Vermittlung auf dem geradesten Wege zu Gott zu gelangen. Viel Feinde, aber auch viele Freunde hat sich Wimmer gemacht in jenen Tagen, als sein Buch zuerst in weitere Kreise drang. Ich kümmerte mich wenig um diese Streitigkeiten, denn ich fand Gott in dem Büchlein, und das genügte mir. Es war mir ein lieber, vertrauter Freund geworden, und eines Tages schrieb ich einen Brief und schickte ihn an den Verleger des Büchleins mit der Bitte, ihn an den anonymen Verfasser weiter zu befördern.

Nach etwa zehn Tagen kam die Antwort; ein Brief, der zu dem Kostbarsten gehört, was ich besitze. Ihm folgten einige andere, und dann brachte es eine merkwürdige Fügung mit sich, daß ich den Winter darauf in Freiburg im Breisgau zubringen mußte, in dessen Nähe der Autor des „Kampf um die Weltanschauung" lebte, und die Hoffnung, ihn persönlich kennen zu lernen, wachte wieder in mir auf. Unterdessen waren noch mehr Schriften von ihm erschienen: „Der Weg zum Frieden", „Inneres Leben" und „Die Biblischen Wundergeschichten". Wimmer schrieb mir sehr freundlich, er wolle mich aufsuchen bei Gelegenheit der Zusammenkunft der liberalen Theologen am 28. November 1894, in der er eine Rede halten werde, — es war die über die Auferstehung, die ihn in der Folge beinahe um sein Amt brachte. Aber nun kam eine große Angst über mich. Ich wußte, daß die Werke und die Persönlichkeit bedeutender Männer oft völlig auseinanderfallen. Der Mensch blieb weit hinter seinem Ideal zurück. Sollte es hier auch der Fall sein? Der Gedanke war mir unerträglich; wenn der Vertreter eines religiösen Ideals nicht hält, was er verspricht — dachte ich —, dann fällt mit ihm auch seine ganze Weltanschauung zusammen, und er hört auf — für mich wenigstens — ein Ratgeber, eine Autorität zu sein.

Es ist ein seltsames Gefühl, jemandem von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, mit dem man vorher schon brieflich verkehrt hat, und nie werde ich die Spannung

vergessen, mit der ich diesen Augenblick erwartete. Er kam, und mit ihm ein Mann, älter und kränker aussehend, als ich erwartet hatte, — obgleich ich mir ja denken konnte, daß es ein Mann in reifen Jahren sein mußte, der den „Kampf um die Weltanschauung“ geschrieben hatte — und mit einem so bescheiden einfachen, rücksichtsvollen Wesen, wie ich dieses noch nie an einer „Berühmtheit“ gesehen hatte. Der kleine Mann mit der zierlichen, ein wenig gebeugten Gestalt hatte etwas unendlich Schlichtes an sich, wogegen der Kopf mit der mächtigen Denkerstirn und den klugen, feinen, überaus charakteristischen Zügen sofort als bedeutend auffallen mußte. Gar bald jedoch merkte ich, wie, trotz aller bescheidenen Zurückhaltung, auch die ganze übrige Persönlichkeit, eine jede Bewegung, der Gang, die Art zu sprechen und sich zu geben, alles durchaus charakteristisch und eigenartig war. Hier war einmal ein Mensch ganz aus einem Guß, ein Mensch, um biblisch zu sprechen, „in welchem kein Falsch war“; der sich gab, wie er war, und bei welchem Gedanken, Worte und Taten aus der innersten Überzeugung hervorflossen. Bis in den letzten Winkel seiner Seele hinein rein und wahrhaftig, dabei arglos wie ein Kind, aber ein Weiser in all seinem Denken, — das war Richard Wimmer. —

Er wirkte damals noch im Amte, trotz eines schweren Leidens, das ihn zeitlebens quälte und ihm geistig wie leiblich viel trübe, bittere Stunden bereitete.

Dieses Leidens halber, das ihn hin und wieder unerwartet überfiel, hatte er sich eine Pfarre auf dem Dorfe, fern vom Stadtgeräusch, erbeten. Ohne dieses Leiden hätte er wohl bei seinen hohen Gaben nicht im Verborgenen, bloß durch seine Schriften, die eigenartige, freie, religiöse Richtung vertreten, sondern wäre frühe eine in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeit geworden, um die sich eine Schar bewundernder Anhänger und Schüler gesammelt hätte. So aber lebte er weltabgeschieden in seinem Dorfe nahe des Alt-Rheins, nur durch die Post mit der Außenwelt verbunden, und nur selten aufgesucht von Männern, mit denen er geistig verkehren und sich über wissenschaftliche und religiöse Fragen unterhalten konnte. Doch waren die Vikare, die ihm im Laufe der Jahre zugeteilt wurden, ihm so lieb, wie eigene Söhne, und in ihre Herzen legte er Schätze des Wissens und vor allem der echten Frömmigkeit und Menschenliebe nieder, die sie hinaustragen konnten in viele Gemeinden, um dort einer frohen Ernte entgegenzureifen. Er selbst, der philosophische Denker, der die tiefsten Probleme der Menschheit in seiner Seele trug, ging äußerlich ganz auf in den einfachen Pflichten eines Dorfpfarrers. Schlicht und herzlich verkehrte er mit dem Geringsten seiner Gemeinde, und mit aufrichtiger Liebe nahm er an den Freuden und Leiden anderer teil, ohne sich jemals bewußt zu werden, wie hoch sein Geist über seiner ganzen Umgebung schwebte.

Er fand Friede und Freude in der treuen Pflichterfüllung, und die kleinste dieser Pflichten war ihm eben so wichtig wie die größte Aufgabe. Daß er bei all seiner scharfen Logik, bei aller inneren Loslösung vom Kirchlich-Dogmatischen, doch die zarteste Schonung für fremde religiöse Anschauungen hatte, mochten sie auch noch so orthodox unfrei sein, wenn sie nur aus lauterer Überzeugung hervorgingen, — das war seiner Menschenliebe selbstverständlich. Sein Urteil war stets mild und gerecht; ja, er verstand es ganz wunderbar, sich in Andersdenkende hinein zu versetzen. Nur eines vielleicht verstand er nicht: Schlechtigkeit und Unwahrheit; sie waren ihm zu fremd, und da konnte sein Urteil zuweilen ein hartes werden. Sonst habe ich keinen Fehler an ihm entdecken können, und das Zeugnis, das ich aus dem Munde eines vieljährigen Hausgenossen hörte: „Er hat wohl in seinem ganzen Leben nie einen unrechten Gedanken im Herzen gehabt“, spricht für meine Aussage.

Wie oft bin ich draußen gewesen in seinem stillen, an poetischen Naturreizen reichen Weisweil und habe bei ihm in seinem friedlichen Studierzimmer gesessen! Und nachher, als er seines Leidens halber das Amt verließ, um nach Freiburg zu ziehen, besuchte ich ihn dort, und habe viele köstliche Stunden regen, geistigen Verkehrs mit ihm genossen, — eine Bereicherung für das ganze Leben.

Man sagt: die Männer seien Egoisten, und im allgemeinen habe ich diese Behauptung durch die Erfahrung bestätigt gefunden. Aber die wenigen Männer — und zu diesen gehört in erster Linie R. Wimmer —, die nicht zu den „Herren der Schöpfung“ gerechnet sein wollen, übertreffen die Frauen wohl noch an zartester Rücksicht für andere und an selbstverleugnender Aufopferung. So war Wimmers ganzes Leben ein Leben für andere. Wie oft wurde mein verehrter Freund von seinem Schreibtische, mitten aus ernster Arbeit, weggerufen, weil irgend ein armes Weiblein gekommen war, ihn zu besuchen, oder eine prosaische Haushaltungsfrage ihm vorgelegt werden mußte! Aber nie habe ich bei solchen Anlässen einen Schatten von Mißmut oder Ungeduld in seinem Gesicht aufsteigen sehen; stets war er willig und bereit, sich selbst und sein Vergnügen zurückzustellen, um anderer willen freundlich auf seine Rechte, seine Ruhe und Bequemlichkeit zu verzichten. Größere Spaziergänge gehörten zu seinen besten Freuden, da er ein großer Naturfreund war, und mitten auf einem solchen sah ich ihn bereitwilligst, ohne einen Augenblick des Zögerns, umkehren, weil die alte Dame, die mitging, müde war. Für Arme und Kranke hatte er stets Trost und Hülfe bereit, und er versagte sich oft das Nötige, um ihnen mehr geben zu können. Man mußte ihn häufig an seiner allzugroßen Freigebigkeit hindern, — wie er u. a. einst einer armen kranken Frau sein eigenes Bett schenken wollte, um selber auf dem Sofa zu schlafen. Für Kinder hatte er stets Zeit; er schien sie fast wie etwas Heiliges, mit einer gewissen frommen Scheu zu betrachten, und seine Art, sich mit ihnen zu unterhalten und mit ihnen zu verkehren, hatte etwas unendlich Rührendes; er verstand sie so gut, und sie liefen alle fröhlich auf ihn zu, streckten ihm, trotz seines stillen Wesens, vertraulich die Händchen hin und ließen sich von ihm liebkosen. Ich glaube sicher, er hat durch manches helle Kinderauge tief in den Himmel hineingeblickt.

Einfach und bescheiden, wie er stets war, fragte er nie danach, ob sich etwas mit seiner Würde vertrage, und ich habe ihn gesehen, wie er in seinem Haushalt Pflaumen auf Hürden stellte, beim Bohnenschnitzeln und einmal sogar beim Wäschezusammenlegen half. Alles dies tat er hülfbereit, freundlich, sehr gewandt und erstaunlich rasch, und ich dachte oft im stillen dabei, in welch eigentümlichem Gegensatz sich zu dieser ländlichen Beschäftigung der feine Denkerkopf ausnahm, und wie bedauerlich es ist, daß so wenig Männer begreifen, daß keine Beschäftigung unmännlich sein kann, wenn nur der Mann, der sie tut, der rechte ist. Gleich darauf konnte sich dies Haupt, von dem mir ein Arzt sagte, es trage die mächtigste Denkerstirn, die ihm jemals begegnet sei, mit liebevollster Weltvergessenheit wieder über irgend einen Band Philosophie oder Naturwissenschaft neigen. Immer war Wimmer gesammelt und völlig bei der Sache, was er auch gerade tun mochte. Wenn ich einmal in seinem Studierzimmer auf ihn warten mußte, machte es mir jedesmal Freude, die heterogenen Titel der Bücher seiner Bibliothek zu studieren: Goethe und Darwin, Bölsche, Chamberlain und Nietzsche, Ganghofer, Volksgedichtssammlungen und Lieder eines Sozialdemokraten: alle standen da friedlich neben einander. Auch Humoristisches fehlte nicht, wie Wimmer überhaupt einen feinen und allezeit empfänglichen Sinn für Humor besaß.

„Ach, die Theologen!“ konnte er mit einem so drollig-wegwerfenden, mitleidigen Ton sagen, als habe er selber niemals zu dieser Menschenklasse gehört. In der Sonntagsschule hatte er seine größte Freude an dem kecken Bürschchen, das Nüsse knackend zur Kirchentüre hereinkam, heimlich auch während des Gesanges noch Nüsse knackte, dann aber besser als alle anderen seine Sache wußte und bei jeder Frage blitzschnell mit dem Finger emporfuhr, um sie frischweg zu beantworten. Er freute sich an jedem Scherz, an jedem guten Witzwort, solange es harmlos blieb, und sein leises

Lachen kam so recht aus dem Herzensgrund herauf. Wunderbar war es, wie dem Mann mit dem arglosen Kinderherzen und dem tiefen philosophischen Denken die ganze Welt offen stand. Wie die Kinder ihm ihre Herzen entgegen brachten, so offenbarte ihm die Natur bereitwillig ihre Schätze und Wunder; die Vögel sangen dem stillen Spaziergänger ihre süßesten Lieder, und die Blumen lachten ihn alle mit freundlichen Augen an; schienen sie doch zu wissen, daß er keine derselben jemals mutwillig zerstören konnte. Oft pflückte er irgend eine unscheinbare Blüte ab, um sie lange gedankenvoll und eingehend zu betrachten, und auch dann, wenn er sein Botanikerherz an ihr erfreut hatte, trug er sie noch lange in der Hand, wie unwillig, etwas so Liebliches, das die Natur geschaffen hatte, wegzuwerfen. Sein echt männliches Wesen, dem der kränkliche Körper keine Schwäche abringen konnte, hatte in solchen Momenten etwas frauenhaft-zartes, wie es in dem Wesen eines jeden wahrhaft großen und starken männlichen Geistes liegt. Einen rührenden Zug hiervon werde ich nie vergessen; er hatte mich stets meiner „Leidenschaft“ für Pilze wegen ausgelacht und mich damit geneckt. Eines Tages aber — wir gingen durch den Wald — steckte ihn meine Pilzmanie doch an, und eifrig begann auch er nach allen Seiten zu spähen, und mir allerhand Exemplare zu bringen, damit ich ihm sage, ob es eßbare seien. Als wir eine reizende kleine Familie von Holzpilzchen betrachteten, und ich bedauernd äußerte, nun müßten die anmutigen Gebilde vertrocknen, eilte er mit ihnen an die Stelle zurück, wo er sie gepflückt hatte, pflanzte sie sorglich wieder in das Moos und fragte mich, ob sie nun wohl wieder anwachsen würden? Unbeschreiblich ist die kindliche Liebenswürdigkeit, mit der er dies tat. Welch tiefes Verständnis, welch heißen Forschungstrieb hatte Wimmer für alle Wissenschaften! Vielleicht am meisten für die, welche ihn der Natur am nächsten brachten, denn in der Natur fand er Gott, und alles Sichtbare war ihm nur eine Brücke zum Unsichtbaren. Wie oft haben wir zusammen über den Wirbel eines Ichthyosaurus oder die seltsamen Formen der Trilobiten gebeugt, uns in die Jahrmillionen zurückzuversetzen gesucht, wo der Mensch noch der Zukunftstraum dieser Erde war und die grotesken Riesengestalten der vorweltlichen Tiere die großen Meeresfluten füllten! Daß Wimmer neben allen anderen Studien auch den brennenden theologischen Fragen seiner Zeit gerecht wurde, versteht sich von selbst; er las eine Menge Zeitschriften und Neuerscheinungen auf diesem Gebiete, aber ich glaube, es wurde ihm oft weit schwerer, Gott, **seinen** Gott, bei den Theologen und in ihrem Parteihader zu finden, als draußen in Feld und Wald, oder im Gespräch mit lieben Menschen. Sein Gott stand eben hoch über allen Parteien, er war „Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben“, und oft tat ihm das Herz weh, wenn er all der Mißverständnisse, der Kämpfe und Niederlagen der Menschheit wie der einzelnen Menschenseele gedachte, die ihren Gott auf so weiten Umwegen und auf so vielen Irrgängen suchen.

„Ein für allemal“ verloren?

Als Referent, dessen Urteil angefochten ist, darf ich mir wohl ein kurzes Schlußwort zu der Nippoldschen Erklärung in Nr. 8 erbitten, nicht weil ich um jeden Preis Recht behalten will, sondern lediglich, weil Herr Professor Nippold mit den Worten, er glaube seine Erklärung „unserem Protestantenblatt schuldig zu sein“, die Meinung nahe legt, als müsse er unser Protestantenblatt — denn auch ich habe wohl in bescheidenem Maße ein Recht, es **unser** Blatt zu nennen — gegen mich schützen. Und dagegen muß ich mich verwahren.

Andererseits benutze ich diese Gelegenheit, etwas zu erklären, das niemand von mir verlangt: beim Wiederlesen meiner angefochtenen Besprechung hatte ich den Eindruck, daß es besser gewesen wäre, wenn ich meine Worte über den Vortrag eines bejahrten Mannes, Universitätsprofessors und Mitarbeiters an unserem Blatte höflicher gewählt hätte.

Sachlich habe ich nichts hinzuzufügen. Der Differenzpunkt liegt klar vor Augen; er ist mit den Wörtchen „ein für allemal“ bezeichnet. Herr Professor Nippold meint, die Schlacht auf dem märkischen Sande sei ein für allemal verloren. Ich meine: die Schlacht ist noch im Gange, sie hat bisher mit schweren Verlusten auf unserer Seite begonnen, — ist aber noch, doch nur bei großer Kraftanstrengung, zu retten. Ich kann nur die Leser, welche sich für diese Frage ernstlich interessieren, bitten, diesen Dingen nachzugehen und sich selbst ein Urteil zu bilden. Und wenn jetzt recht viele Leser auf den Ernst der gegenwärtigen Situation aufmerksam würden, so hätte diese kleine Kontroverse großen Nutzen gestiftet. Ich würde mich darüber sehr freuen — und Herr Professor Nippold sicher auch.

G. Fittbogen.

Vom Büchertisch.

David Hume. Dialoge über natürliche Religion. Übersetzt und mit Einleitung versehen von Prof. Dr. Fr. Paulsen. Leipzig, Dürr. 1905. 3. Aufl. 1,50 *M.*

Die Dialoge des auch von Kant geschätzten Vertreters des Skeptizismus richten sich gegen den antropomorphistischen Theismus und den Versuch, diesen rationalistisch zu rechtfertigen. Daß die etwa 1750 ausgegangene Schrift keineswegs veraltet, sondern auch noch heute geeignet ist, in die Probleme einzuführen, die den Inhalt des teleologischen Beweises bilden, wird durch die treffliche Einleitung des Übersetzers recht ins Licht gestellt. Den Dialogen sind zwei kleine Aufsätze Humes über Unsterblichkeit der Seele und über Selbstmord beigegeben.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von Dr. H. Gundert. 4. verm. Aufl., bearbeitet von D. Kurze und Pfr. Räder. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1903. 661 S. 4 *M.*

Durch bewährte Missionskenner ist hier nach den besten Quellen ein gewaltiges Tatsachenmaterial zusammengetragen, bei welchem größtmögliche Zuverlässigkeit und Vollständigkeit erreicht ist. Von Auflage zu Auflage ist das Werk gewachsen, das als das beste praktische Handbuch zur Unterrichtung über die Heidenmission genugsam bekannt ist, so daß es überflüssig ist, noch ein Wort der Empfehlung hinzuzufügen. — Gewissermaßen als Ergänzung zu Gunderts Handbuch dienen die in demselben Verlage erschienenen Missionsatlanten von Grundemann: **Neuer Missionsatlas** (36 Karten, 2. Aufl., 7 *M.*) und **Kleiner Missiousatlas** (3. Aufl., 2 *M.*), auf die bei dieser Gelegenheit hingewiesen sein mag.

Steinhausen-Gedenkbuch, zu des Meisters 60. Geburtstag. Verlag C. Hirsch, Konstanz. Mit Zeichnungen verschiedener Künstler und Vignetten von Vogeler. Prachtband 6 *M.*

W. Steinhausen in Frankfurt a. M. gehört in die Reihe: L. Richter, E. v. Gebhard u. F. v. Uhde. Er ist in Zeiten, wo niemand nach ihm fragte, als echter Künstler seinem eigensten Wesen und Triebe gefolgt, ohne der Mode auch nur die geringste Konzession zu machen. Er ist einsam und fast unbekannt durchs Leben gegangen bis in sein höheres Mannesalter. Ein Theologe hat ihn entdeckt, die Künstler haben ihn dann als einen der besten unter ihnen anerkannt, Dav. Koch hat eine vortreffliche Biographie über ihn geschrieben, und so ist er auch allmählich in die Häuser gebildeter evangelischer Christen eingedrungen.

Er wird seit Jahren geschätzt als der spezifische Künstler des deutsch-evangelischen Volkes, als der Übersetzer des Neuen Testaments in unsere Zeit. Und weil er auch in seiner Kunst der Innerlichkeit der Religion Bahn gebrochen hat, weil er als echter religiöser Individualist oft den Ausdruck für modernes religiöses Empfinden — ich erinnere nur an seinen lehrenden Christus, an sein Gastmahl, seine deutsche Weihnacht und sein jüngstes Bild „Bekehrung des Paulus“, wo der ganze Vorgang nach innen, in die Seele verlegt ist — meisterhaft gefunden, ist er gerade vielen Freunden eines persönlichen und modernen Christentums lieb geworden und wird andern noch lieb werden.

So war es eine schöne Tat, dem Meister Dank und Verehrung zum 60. Geburtstag auszusprechen und die verschiedenen Seiten seiner Persönlichkeit und seines Schaffens zu zeichnen und zu würdigen. Das ist geschehen in dem vorliegenden Bande, der Einzelaufsätze, die meisten mit direkter Beziehung auf Steinhausen vereinigt, aus der Feder von S. Balke, Prof. Budde, Dav. Koch, R. Neumann, P. Klein, Herm. Öser, dem Worpsweder Mackensen u. a. Die angefügten Gedichte scheinen mir weniger wert zu sein. Einen besonderen Reiz des Buches machen noch die angehängten Bilder bez. Zeichnungen von geistesverwandten Künstlern aus, die eine kleine Galerie moderner Kunst bilden. — (H. Thoma, v. Uhde, v. Gebhard, Vogeler, Württemberger u. a. 20 an der Zahl.) Das auch nach seinem Einband originelle und gewählte Buch bietet reiche Belehrung und edelsten Genuß zugleich in Wort und Bild.

Kühner.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt
Beilage Nr. 11.
Berlin
Bremen.
17. März 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der deutsche Monistenbund. — Die Gehälter, Ruhegehälter und Witwenpensionen der evangelischen Geistlichen Deutschlands. I. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der Deutsche Monistenbund.

Wir hätten lieber in dieser Nummer noch über Wichtigeres berichtet als über die Gründung des Deutschen Monistenbundes vom 11. Januar 1906 in Jena, aber unter unseren Lesern sind Ungeduldige, wie wir aus der Briefkastennotiz der Nr. 8 ersehen, und so seien Geschichte, Aufruf und Thesen dieser neuen Gründung mitgeteilt.

Die Idee besteht seit dem Erscheinen von Haeckels „Glaubensbekenntnis eines Naturforschers". Als damals Zustimmungserklärungen Haeckel zugingen, erkannte er, wie Dr. Heinrich Schmidt-Jena im „Freien Wort" Nr. 21 berichtet, daß eine Gemeinde um ihn sich sammle, er entschloß sich zu ausführlicherer Darlegung seiner Ansichten über Mensch und Seele, Gott und Welt in den „Welträtseln" 1899, und dieses Buch fand in kurzer Zeit eine ungeheure Verbreitung. Haeckel suchte durch Einsendung von „Thesen zur Organisation des Monismus" Anschluß an den Freidenkerbund, aber er fand kein Verständnis. Nachdem nun monistische Vereine, Haeckelgemeinden, sich gebildet hatten in Hamburg, Bielefeld, Leipzig, Berlin, Augsburg, Ulm, Bremen, München und Jena, kam man nach vielen Besprechungen am 11. Januar in Jena zur Gründung. Der Aufruf trägt 45 Unterschriften, u. a. des Herausgebers und des Redakteurs der „Jugend", Dr. Georg Hirt und Frhr. v. Ostini, der Schriftsteller Karl Hauptmann und Herrmann Sudermann, des Herausgebers des „Volkserziehers", Wilhelm Schwaner; ferner Wilhelm Bölsche und der Bremer Pastoren Kalthoff, Steudel und Mauritz.

Ehrenpräsident ist Ernst Haeckel. Vorsitzender Pastor Kalthoff.

Es ist begreiflich, daß die Vorstandschaft und Mitgliedschaft evangelischer Geistlicher bei einem Bunde, der aus Anhängern und Verehrern Haeckels besteht, die orthodoxe Presse erregt und zu heftigen Deklamationen gegen den Liberalismus im allgemeinen und die bremische Kirche im besonderen begeistert. Ob irgend jemandem damit gedient ist, außer daß die eigene Selbstgerechtigkeit der Schreiber und Leser und das Selbstbewußtsein jener Männer gesteigert wird, ist fraglich. Es ist ebenso begreiflich, daß wir die Bundesgemeinschaft dieser Männer mit Haeckel nicht billigen, ohne uns zu erregen, vielmehr verstehen wir, wie sie in der Übersteigerung ihres Selbstbewußtseins als die eigentlich „Freien" ein gewisses Wohlbehagen empfinden würden, wenn sie Gelegenheit hätten, uns erregt zu sehen.

Wir überschätzen diese Neugründung in ihrem Werte nicht, wenn wir sie als eins der Zeichen unserer Zeit erkennen, die kommen und vergehen werden, vielleicht schnell, vielleicht langsam, aber dem Evangelium Jesu nicht schaden, uns nur zu energischer Befreiung der Kirche und der Christen, nicht zu absonderlichen Überstiegenheiten, sondern zu ernster Verwirklichung und Verwertung der religiös-sittlichen Kräfte unseres Volkes antreiben. Die bremischen Gemeinden sind einerseits versorgt durch Pastoren, die anders sind als die genannten, andererseits tut man gut, sie sich selbst zu überlassen. Sie werden wissen, was sie tun müssen, sie sind mündig und brauchen die Bevormundung weder des „Reichsboten", noch der preußischen Orthodoxie, noch des Kirchenausschusses zu ihrer Seelen Seligkeit.

Aufruf des Deutschen Monistenbundes.

Jena, 11. Januar 1906.

Die ständig wachsende Gefahr, mit der Ultramontismus und Orthodoxie unser gesamtes wissenschaftliches, kulturelles und politisches Leben bedrohen, kann nur abgewendet werden, wenn den Mächten der Vergangenheit eine überlegene geistige Macht in Gestalt einer einheitlichen, neuzeitlichen Weltanschauung entgegengestellt wird. Die gewaltigen Fortschritte, welche die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten gemacht hat, haben auch eine ungeahnte Erweiterung und Vertiefung unserer Naturerkenntnis zur Folge gehabt. In demselben Maße, wie diese letztere vorgeschritten ist, hat sie die veralteten, dogmatischen und mystischen Vorstellungen über Welt und Menschen, über Körper und Geist, Schöpfung und Entwicklung, Werden und Vergehen der erkennbaren Dinge verdrängt und beseitigt. An die Stelle der alten dualistischen Vorstellungen sind mehr und mehr monistische getreten. Tausende und Abertausende finden keine Befriedigung mehr in der alten, durch Tradition oder Herkommen geheiligten Weltanschauung; sie suchen nach einer neuen, auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhenden einheitlichen Weltanschauung.

Diese Weltanschauung der Zukunft kann nur eine monistische sein, eine solche, die einzig und allein die Herrschaft der reinen Vernunft anerkennt, dagegen den Glauben an die veralteten, traditionellen Dogmen und Offenbarungen verwirft.

In den weitesten Kreisen ist schon heute diese unerschütterliche monistische Überzeugung verbreitet. Schon gibt es hier und da Vereinigungen von Freidenkern, freie Gemeinden, ethische Gesellschaften, freireligiöse Gemeinden, monistische Gesellschaften, ferner überall zahlreiche Einzelpersonen, die der alten Weltanschauung den Rücken gewandt haben und sich zum Monismus bekennen. Allein alle diese einzelnen Kräfte und Gruppen sind zerstreut und üben daher nur eine verhältnismäßig geringe Wirkung aus. Es fehlt eine Organisation des Monismus, die alle jene zerstreuten Kräfte sammelt und einheitlich zusammenfaßt.

Die Unterzeichneten haben daher, um die monistische Weltanschauung in weitesten Kreisen zu verbreiten und die segensreichen Früchte des theoretischen Monismus allseitig praktisch zu verwerten, am 11. Januar 1906 in Jena einen Deutschen Monistenbund unter dem Ehrenvorsitz des Herrn Professor Dr. Ernst Haeckel gegründet. Der „Deutsche Monistenbund" wird seine Ziele zunächst zu erreichen suchen durch Stellungnahme zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens, durch Herausgabe und Verbreitung monistischer Flugschriften und Bücher, durch Veranstaltung und Unterstützung von Vorträgen.

Thesen des Monistenbundes.

Verfaßt von Dr. Heinrich Schmidt, Jena.

Der Deutsche Monistenbund will die Kultur des einzelnen, des Volkes und der Menschheit fördern, indem er

veraltete Weltanschauungen und — vor allem! — ihre Eingriffe in das Einzel- und Gesellschaftsleben bekämpft;

neue Erkenntnisse als Grundlagen einer neuen Weltanschauung verbreitet;

neue Ideale der Lebensführung aufzuweisen und zu verwirklichen strebt.

I. Irrig und kulturhemmend ist jeder Dualismus in der Weltanschauung und Lebensführung. Irrig und kulturhemmend ist im besonderen:

1. die Annahme offenbarter göttlicher Wahrheiten mit absoluter Autorität gegenüber dem menschlichen Forschen nach Wahrheit;
2. die Annahme unbedingter übernatürlicher Kräfte und Gewalten, gedacht als freie Ursachen des natürlichen Weltgeschehens;
3. die Annahme eines himmlischen Jenseits, als Ziel und Vollendung des menschlichen Lebens auf Erden.

II. Unsere neue Weltanschauung ist der Monismus, das ist:
1. die Gewißheit, daß die Natur einheitlich ist, dieselbe in allem Geschehen und in allen Gestalten;
2. die Einsicht, daß die Natur aus sich selbst erklärt werden muß, ohne ein übernatürliches Prinzip;
3. die Erkenntnis, daß alles Geschehen nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen verläuft, die in der Natur der Dinge selbst begründet sind.

III. Unser neues Ideal ist die Menschheit, die ihre Stellung in der Natur kennt und auf Grund dieser Kenntnis in ihr Schicksal selbstbestimmend eingreift. Die Anwendung der erkannten Naturgesetze auf die Gestaltung des Einzel- und Gesellschaftslebens soll uns befähigen:
1. durch Selbst-, Haus- und Volkserziehung eine immer größere Zahl gesunder, tüchtiger, vernünftiger und edler Persönlichkeiten heranzubilden;
2. durch planmäßige Arbeit dieser Persönlichkeiten unser Volks- und Staatsleben auf eine immer höhere Stufe der Freiheit und Ordnung, der Gerechtigkeit und Fürsorge zu erheben;
3. durch bewußte Fortführung ihres allgemeinen Entwicklungsprozesses die menschliche Gattung selbst zu erhalten, zu kräftigen und zu immer höheren Stufen der Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, der Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung zu führen.

Die Gehälter, Ruhegehälter und Witwenpensionen der evangelischen Geistlichen Deutschlands

hat im „Kirchen- und Schulblatt für das Großherzogtum Sachsen" Diakonus Arper-Weimar zusammengestellt und mit den Gehältern 2c. in Sachsen-Weimar verglichen. Dabei ergibt sich, daß Weimar in dieser Hinsicht unter den evangelischen Landeskirchen eine recht bescheidene Stellung einnimmt. Wir geben nachstehend das Allgemein-Interessierende wieder.

Zuvor sei bemerkt: Die Gehaltssätze verstehen sich ausschließlich oder nach Abzug der freien Dienstwohnung. Sie geben das Mindesteinkommen an. Der Umstand, daß in manchen Landeskirchen ein Teil der Geistlichen ein höheres als das Mindesteinkommen bezieht, hat unberücksichtigt bleiben müssen.*)

I.

Anhalt. Gehalt: Grundgehalt (Gg.) 3000 M., nach 3 Jahren 3400 M., n. 6 J. 3800 M., n. 9 J. 4200 M., n. 12 J. 4600 M., n. 15 J. 5000 M., n. 18 J. 5400 M., n. 21 J. 5800 M., n. 24 J. 6200 M., n. 27 J. 6500 M., dabei ist die Wohnung in den 5 Kreisstädten mit 800 M., in den übrigen Orten mit 600 M. eingerechnet und gehört zum pensionsfähigen Einkommen.

Ruhegehalt: Bis zum vollendeten 5. Dienstjahre 1/3 des Diensteinkommens, steigend mit jedem Jahre um 1 1/2 %, bis es mit 50 Jahren das Höchsteinkommen von 6500 M. erreicht.

Die Witwenpension hat 17 Klassen. Die höchste 1500 M. bei 6000 M. Gehalt und mehr; die 9. 750 M. bei 3000 M. und mehr. Die niedrigeren Klassen sind bedeutungslos, weil gegenwärtig kein Gehalt mehr unter 3000 M. beträgt. Es steht ein Gesetz in Aussicht, wonach die Witwenpension 25 % des letzten Diensteinkommens betragen soll. Für Kinder bis zum 18. Jahre kann bei Lebzeiten der Mutter neben der Witwenpension aus Gnaden Erziehungsgeld bewilligt werden. Für 1906 steht ein Gesetz in Aussicht, wonach für die Waisen neben der Pension der Mutter ein gesetzliches Waisengeld gezahlt wird. Nach dem Tode auch der Mutter geht die Witwenpension auf die Kinder über, bis das jüngste das 18. Jahr vollendet hat. In den meisten Landeskirchen gelten für den letzterwähnten Fall ähnliche Bestimmungen. Wir lassen sie im folgenden unberücksichtigt, da es uns vor allem auf den Nachweis der Höhe der Witwenpension und der etwaigen Berücksichtigung der Halbwaisen ankommt.

*) Sollten sich trotz sorgfältigster Aufstellung im nachfolgenden Ungenauigkeiten finden, so wäre unser Gewährsmann (Diakonus Arper-Weimar) für berichtigende Mitteilungen sehr dankbar.

Baden. Gehalt: Gg. 2000 M., n. 8 J. 2200 M., n. 11 J. 2600 M., n. 14 J. 3000 M., n. 17 J. 3400 M., n. 20 J. 3800 M., n. 23 J. 4200 M., n. 26 J. 4600 M., daneben freien Hausgarten und Accidentien.

Ruhegehalt: Anspruch darauf erst nach zehnjähriger Dienstzeit; mit 10 Jahren 40 % des letzten Diensteinkommens, steigend mit jedem weiteren Jahr, bis es mit 45 Dienstjahren 75 % erreicht. Die Wohnung wird bei Berechnung des Ruhegehalts mit 600 M. in Ansatz gebracht. Keine Beiträge zur Pensionskasse. Mindestruhegehalt 1120 M., Höchstruhegehalt 3900 M.

Witwenpension: 25 % des letzten Diensteinkommens, einschließlich Accidentien und 8 % für Wohnung, zuzüglich 200 M. Zuschuß. Mindestwitwenpension 780 M., Höchstwitwenpension 1482 M. Ferner bei Lebzeiten der Mutter für jedes Kind 160 M. bis zu 1000 M. Keine Witwenkassenbeiträge.

Bayern (rechtsrheinisch). Gehalt: Gg. 2000 M., n. 10 J. 2180 M., n. 15 J. 2360 M., n. 20 J. 2540 M., n. 25 J. 2720 M., n. 30 J. 2900 M., n. 35 J. 3080 M., n. 40 J. 3260 M., n. 45 J. 3440 M. Die Wohnung ist mit verschieden hohen Beträgen (30—200 M.) eingerechnet, im Durchschnitt mit ca. 70 M.

Ruhegehalt: Emeritierte Geistliche 1800 M. + 450 M. aus dem Pensionsfonds = 2250 M., pensionierte Pfarrer 1200 M., 1300 M. und 1600 M. Keine Beiträge zum Pensionsfonds, aber solche zur Unterstützungskasse.

Witwenpension: ca. 848 M., für jedes Kind außerdem 140 M. Witwenkassenbeiträge.

Bayern (Pfalz). Gehalt wie das übrige Bayern.

Ruhegehalt: Bis zum 15. Dienstjahre 1400 M., bis zum 20. Dj. 1600 M., bis zum 25. Dj. 1800 M., bis zum 30. Dj. 2000 M., bis zum 35. Dj. 2200 M., nach dem 35 Dj. 2400 M. Keine Pensionsbeiträge.

Witwenpension: 864 M.; Halbwaisen erhalten je 160 M. Eintrittsgeld in die Witwenkasse: 280—460 M. Beiträge.

Braunschweig. Gehalt: Gg. 2400 M., n. 3 J. 2700 M., n. 6 J. 3000 M., n. 9 J. 3300 M., n. 12 J. 3800 M., n. 15 J. 4300 M., n. 18 J. 4800 M., n. 21 J. 5300 M., n. 24 J. 5700 M., n. 27 J. 6000 M.

Ruhegehalt: 40 % des Diensteinkommens, doch mindestens 1500 M., steigend um jährlich 1 % bis zu 80 % mit 40 Dienstjahren. Höchstpension 5000 M. Die Dienstwohnung wird bei Berechnung der Pension mit 150 M. in Ansatz gebracht, eine höhere Bewertung ist regierungsseitig bereits in Aussicht gestellt. Beiträge zur Pensionskasse je nach dem Einkommen 1/2—2 %.

Witwenpension beträgt 24 % vom letzten Gehalt. Kein besonderes Erziehungsgeld für Halbwaisen. Eintrittsgeld in die Landes-Pfarrwitwen-Versorgungsanstalt 1/12 des Diensteinkommens, jährlicher Beitrag 3 1/2 % des Diensteinkommens.

Bremen. Gehalt verschieden. Ruhegehalt für Bremen-Land: 2000 M. Witwenpension: 1500 M., für jede Halbwaise unter 21 Jahren 250 M. bis zu 1000 M., für jede verwaiste unverheiratete Tochter vom 21. Lebensjahre an bis zum Lebensende 450 M., bei Schwestern nur für die erste 450 M., für jede weitere 150 M. mit gleichem Anteil aller. 900 M. Eintrittsgeld, 16,81 M. + 1/2 % der Amtseinnahme jährl. Beiträge.

Elsaß-Lothringen. Gehalt: Gg. 2000 M., n. 6 J. 2400 M., n. 12 J. 2800 M., n. 18 J. 3200 M., n. 24 J. 3600 M., n. 30 J. 4000 M.. Daneben Accidentien.

Ruhegehalt: Nach 10 Dienstjahren 15/60, steigend um jährlich 1/60 bis zu 45/60 nach 40 Dienstjahren. Wohnung wird mit 400 M. in Ansatz gebracht. Mindestruhegehalt 700 M., Höchstruhegehalt 3300 M. Keine Pensionsbeiträge.

Witwenpension: $^4/_{10}$ der Pension des Mannes, 280—1320 M., Halbwaisen unter 18 Jahren $^1/_5$ der Witwenpension. Daneben muß jeder Pfarrer einer der beiden Pfarrwitwenkassen beitreten. Eintrittsgebühr 200 M., jährlicher Beitrag 16 M. Pensionen je nach Stand der Kasse, z. Z. 160 M. bez. 100 M. jährlich. Ferner ist jeder Pfarrer Augsb. Bek. verpflichtet, der Pfarremeritatskasse beizutreten. Eintritt 160 M., jährl. Beitrag 16 M., Pension z. Z. 288 M. jährlich. Für die Pfarrer der reformierten Landeskirche besteht kein Beitrittszwang, aber ein Beitrittsrecht.

Hamburg. Gehalt: Hauptpastoren 10 000 M., Pastoren an den Staatsanstalten Gg. 6000 M., n. 4 J. 6500 M., n. 8 J. 7000 M., n. 12 J. 7500 M., n. 16 J. 8000 M. Städtische Pastoren Gg. 5000 M., n. 5 J. 5500 M., n. 10 J. 6000 M. Landpastoren Gg. 4000 M., n. 5 J. 4500 M., n. 10 J. 5000 M., n. 15 J. 5550 M., n. 20 J. 6000 M. Daneben Accidentien.

Ruhegehalt: Bis zum 10. Dienstjahre 40 %, von da an jährlich $1^1/_2$ % mehr bis zum vollen Betrage des letzten Amtseinkommens. Keine Beiträge.

Witwenpension: Witwen staatl. angest. Geistlicher 2000 M., 500 M. für jedes Kind. Stadtgebiet: 1200 M. + 800 M. Wohnungsgeld. Landgebiet: 1380 M. der Witwe, 345 M. der Waise, Wohnungsgeld 450—700 M. 40 M. jährl. Beitrag für Stadt- und Landpastoren.

Hessen. Gehalt: Gg. 2100 M., n. 5 J. 2400 M., n. 8 J. 2700 M., n. 11 J. 3200 M., n. 14 J. 3600 M., n. 17 J. 3900 M., n. 20 J. 4200 M., n. 23 J. 4500 M., n. 26 J. 4800 M., n. 30 J. 5000 M.

Ruhegehalt: Bis zu 5 Dienstjahren 40 %, bis zum 10. je weitere 2 %, vom 11. bis 30. je $1^1/_2$ %, vom 31. bis 50. je 1 %, mit 50 Dienstjahren volles Gehalt. Die Wohnung wird bei den Gehaltsstufen von 2100—3200 M. mit 500 M., bei den Gehaltsstufen von 3600—3900 M. mit 700 M., bei den übrigen mit 1000 M. berechnet. Mindestruhegehalt 1160 M., Höchstruhegehalt 6000 M. Keine Pensionsbeiträge.

Witwenpension: Ohne Unterschied 1000 M., daneben für jede Halbwaise 150 M. bis zu 900 M. Keine Witwenkassenbeiträge.

Lippe-Detmold. Gehalt: Gg. 2100 M., n. 5 J. 2400 M., n. 10 J. 2800 M., n. 15 J. 3200 M., n. 20 J. 3600 M., n. 25 J. 4000 M.

Ruhegehalt: Bis zu 10 Dienstjahren 40 %, mit jedem Jahre mehr $1^1/_2$ % bis zur Höchstpension von 3000 M. Die Wohnung wird bei der Pensionsberechnung mit 300 M. in Ansatz gebracht. Mindestruhegehalt 960 M. Keine Beiträge.

Witwenpension: 600 M. ohne Unterschied, daneben unversorgte Söhne bis zum 21. Jahre 50 M., Töchter bis zum 18. Jahre 40 M. — Eintrittsgeld und Jahresbeiträge.

Schaumburg-Lippe. Gehalt: 2100 M., 8 dreijährige Alterszulagen von 300 M. bis zu 4500 M. nach 24 Jahren.

Pensionierung gibt es nicht; der nicht mehr dienstfähige Pfarrer hält sich einen Adjunkt.

Witwenversorgung verschieden.

Lübeck. Gehalt: Hauptpastoren und erste Pastoren an vorstädtischen Gemeinden 4200 M., nach 21 Dienstjahren 4500 M., n. 24 Dj. 4800 M., n. 27 Dj. 5100 M., n. 30 Dj. 5400 M., die anderen Pastoren in der Stadt und in den Vorstädten 600 M. weniger, also 3600—4800 M., in Travemünde und in den Landgemeinden mindestens 4000 M. Daneben Liebesgaben.

Ruhegehalt: Bis zum 10. Jahre $^{20}/_{60}$, mit jedem weiteren Jahre mehr $^1/_{60}$ bis mit 35 Jahren Höchstpension von $^{45}/_{60}$ eines angenommenen Gehaltes von 7500 M. bei den Haupt- und ersten Pastoren, von 6500 M. bei den städtischen und vorstädtischen, von 5500 M. bei den Landpastoren. Mindestpension also 2500 M., 2166 M. und 1833 M., Höchstpension 5625 M., 4875 M., 4125 M. Keine Pensionsbeiträge.

Witwenpension: Für die Witwen der städtischen und vorstädtischen Geistlichen 1340 M., für die der Landgeistlichen 670 M. 18 M. jährlicher Beitrag.

Mecklenburg-Schwerin. Gehalt: Pfründensystem von 2500—10 000 M. Ein Gesetz, das Dienstaltersstufen einführt, ist in Vorbereitung, es sieht ein Anfangsgehalt von 3000 M., nach 15 Dienstjahren ein Höchstgehalt von 5000 M. vor. (Vom Landtag allerdings vorläufig abgelehnt.)

Ruhegehalt: Nach 10 Dienstjahren 25 % des fiktiven Diensteinkommens von 5000 M., steigend nach 50 Jahren auf 90 %, also auf 4500 M., beträgt aber nie mehr als 90 % des wirklichen Diensteinkommens. Die Pfarre eines Emeritus hat 6 Jahre lang an die Emeritenkasse zu zahlen bei einem Einkommen bis zu 3000 M. nichts, über 3000—4000 M. $^1/_{12}$, 4000—5000 M. $^1/_{10}$, 5000—6000 M. $^1/_8$, 6000—7000 M. $^1/_6$, 7000—8000 M. $^1/_5$, über 8000 M. $^1/_4$. Ferner hat jeder Pastor, außer wer einen Emeritus hat, an die Emeritierungskasse zu zahlen bei einem Pfarreinkommen von über 3000—4000 M. $^1/_2$ %, über 4000—5000 M. 1 %, über 5000—6000 M. $1^1/_2$ %, über 6000 M. 2 %.

Witwenpension: Aus der Witwenkasse bekommt jede Witwe ohne Unterschied 750 M., jedes Kind unter 18 Jahren 150 M., zusammen nicht mehr als 750 M. Ferner erhält die Witwe aus der Pfarrstelle ihres Mannes $^1/_{10}$, von der Gemeinde Wohnung oder Wohnungsentschädigung, gewöhnlich 300 M. Witwenkassenbeitrag: 45 M. Eintrittsgeld, 90 M. Jahresbeitrag.

Mecklenburg-Strelitz. Gehalt: Pfründensystem. Ruhegehalt: Wird in den seltenen Fällen, wo eine Emeritierung erfolgt, durch die Gnade des Landesherrn festgesetzt; bei Patronatspfarrstellen beruht das Ruhegehalt auf einer Vereinbarung mit dem Patron.

Witwenpension: $^1/_8$, $^1/_9$ oder $^1/_{10}$ des letzten Gehalts, ausschließlich der Accidentien.

Oldenburg. 1. Herzogtum Oldenburg.

Gehalt: Bis zu	5 Dienstjahren	2200—2300 M.,
„ „	10 „	2600—2800 „
„ „	15 „	3000—3300 „
„ „	20 „	3400—3800 „
„ „	25 „	3800—4300 „
„ „	30 „	4200—4800 „
über	30 „	4600—6000 „

In Gemeinden, in denen auf einen Geistlichen mehr als 4000 Seelen kommen, erhält ein Pfarrer, soweit er nicht das Höchsteinkommen von 6000 M. bezieht, für jedes durchschnittlich auf ihn entfallende über 4000 Seelen hinausgehende angefangene Tausend eine pensionsfähige Zulage von 200 M.

Ruhegehalt: 80 % des zuletzt bezogenen Gehaltes + 200 M. Mindestruhegehalt 1960 M., Höchstruhegehalt 4000 M.

Witwenpension: 30 % vom letzten Diensteinkommen aus der allgemeinen Witwenkasse und mindestens 200 M. aus einer oder mehreren Predigerwitwenkassen. Außerdem Halbwaisen je 150 M. Mindestwitwenpension 860 M., Höchstpension 1580—2000 M.

2. Fürstentum Birkenfeld. Gehalt: 2400 M., n. 6 J. 2700 M., n. 9 J. 3000 M., n. 12 J. 3300 M., n. 15 J. 3600 M., n. 18 J. 3900 M., n. 21 J. 4200 M., n. 24 J. 4500 M., n. 27 J. 4800 M.

Ruhegehalt: Während der ersten 10 Dienstjahre 50 %, vom 11. Dienstjahre an steigt die Pension um jährlich 1 % bis 90 % nach 50 Dienstjahren. Die Dienstwohnung wird dabei mit 300 M. angesetzt. Niedrigste Pension also 1350 M., Höchstpension 4590 M. Pensionsbeiträge bis 3000 M. Gehalt 1 %, darüber $1^1/_2$ %.

Witwenpension: 1200 M. ohne Unterschied, daneben für jedes minderjährige Kind 150 M. Die Witwenkasse ist aber so gut fundiert, daß sie darüber hinaus noch Zuschüsse, Erziehungsbeihülfen und Unterstützungen an volljährige Pfarrtöchter gewähren kann. Vom 1./1. 1906 ab keine Beiträge mehr.

Nachrichten.

Fall Rotermund. Das hannoversche Landeskonsistorium hat den vom Magistrat der Stadt Celle gewählten freier gerichteten Pfarrer Rotermund nicht bestätigt. Wir erwarten genauere Berichte.

„**Die Reformation**" bringt zum Silberfest im Kaiserhause, dessen auch wir herzlich gedenken, gerade in der Erfahrung argen Lebens und Treibens in anderen Fürstenhäusern mit Dank gegen Gott für dies reine und gesunde evangelische Familienleben „Besinnliches zum 27. Februar 1906" und benutzt die Gelegenheit, die Debatte zu eröffnen in ihren Spalten: Wie kommt es, daß bei solchem Herrschervorbild, das Familienleben bei Hoch und Niedrig in unserer Zeit verfällt, die Freiheit des Fleisches immer lauter gepredigt wird? Woran liegt es, daß der Luxus immer höher steigt und das eherne Pflichtgefühl immer mehr abnimmt? Wo liegt die Ursache der Erscheinung, daß immer mehr Kirchen gebaut werden und doch die Kirche immer mehr zerbröckelt? Wer erklärt es, daß gerade unter unserm Kaiser der neue Rationalismus die Lehrstühle besetzt(?! Die Redaktion im Blick auf den 1. Artikel der Nr. 8!), „daß manche es kaum mehr erwarten können, bis der Windhans der kaiserlichen Gunst den Rationalistenhäuptling D. Harnack(!! dieser Unsinn ist von uns gesperrt. D. Red.) auf den Ministersessel hebt"; daß es geschehen kann, daß die Maulwürfe (das sind wir, verehrter Leser!) den Grund der Kirche unterwühlen. „In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche darf ein Rationalist (unser Freund Paul Graue, der eben nach Meiningen als Hofprediger berufen ist!) seine eigene Weisheit vortragen, so gut wie der unklare Schwarmgeist in Köln" (Pfarrer Jatho).

Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, diese Dinge gerade als Betrachtung zu einer Silberhochzeit zu bringen. Bei uns zu Hause werden Schelte und Schläge an festlichen Tagen immer auf morgen vertagt, das scheint uns passender. Aber unwillkürlich fragt man sich, warum gerade am Kaiserfest solche Klagen? Hofft man Wandel von oben? Bei einem Blatt, das für junge Theologen Ketzerprozesse als Abschreckungsmittel empfehlen konnte, um sie beim rechten Glauben zu erhalten, könnte man auf solche „besinnliche" Gedanken kommen. Wir würden uns freuen und rasch berichtigen, wenn sie dem Verfasser fern gelegen hätten. In diesem Fall bitten wir aber um zwei Korrekturen: Adolf Harnack als Rationalistenhäuptling und Paul Graue als Rationalisten, das ist einfach nicht wahr, hier ist dem Verfasser ein Irrtum passiert, wir korrigieren ihn hiermit, diese Behauptungen werden zum Unsinn und dienen zur Irreführung der Leser, wenn die festgehalten werden; ein Blick in Harnacks „Wesen des Christentums" und Graues „Unabhängiges Christentum" (Verlag von Alex. Dunker) werden den Verfasser belehren. Wir nehmen Rationalist nicht als Schimpfname, nicht deshalb unsere Korrektur, aber wir wollen doch als Theologen die einfachsten Begriffe nicht verwechseln und die schon bestehende Begriffsverwirrung nicht vermehren.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Heft 1, 1906: „Die Bedeutung der Religionsgeschichte in der Gegenwart." Von Prof. D. Otto Pfleiderer. „Bericht des Missionars Pfarrer Schiller in Kyoto." „Fortschritte der ärztlichen Mission im Jahre 1905." Von Dr. Fobbe. „Die evangelische und die katholische Mission in den deutschen Kolonien." — Heft 2, 1906: „Die Lade Jahves ein Thronsitz." Von Hermann Gunkel. „Chinesische Astronomie." Von R. Wilhelm. „Japanische Hochzeitsgebräuche." I. Von M. Ostwald. „Allgemeines über die Mission in Shantung." „Sittenbilder aus Jung-Japan."

Ungarn. Die Kirche Augsburgischen Bekennisses verlor im Jahr 1905 473 Seelen und gewann keine, die evangelisch-reformierte Kirche verlor 379 und hat 26 gewonnen.

Deutsche Schreibfedern! Der Umsatz darin hat erfreulicherweise weitere Fortschritte gemacht, dank dem Interesse vieler Regierungs- und Schulbehörden, welch' letztere ihre Zöglinge in anerkennenswerter Weise anspornen, sich deutscher Schreibfedern zu bedienen. — Von nachteiligem Einfluß auf die Einführung deutscher Federn ist ohne Zweifel der Umstand, daß viele vom Ausland bezogene Federn den Stempel deutscher Firmen oder andere Bemerkungen, wie: „Bremer Börsenfeder, Germaniafeder, Deutsche Bankfeder, Postfeder usw." tragen, wodurch das Publikum zu dem Glauben veranlaßt werden muß, es kaufe deutsche Federn. Wer gute deutsche Federn gebrauchen will, fordere Brausefedern, und kann für den Kontorgebrauch besonders No. 112 in Spitze Ef für dünne, F für mittlere, M für kräftige Schrift bestens empfohlen werden.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 27 b.

Genossenschaftsbank
für evang. Pfarrer und Pfarrervereine
(E. G. m. b. H.)
zu Berlin.
500 Mitglieder. Geschäftsanteil 200 M., zahlbar in Monatsraten zu 3 M. An- und Verkauf von Wertpapieren, Erledigung aller Geldangelegenheiten, Annahme von Depots, Spareinlagen zu 4 %, Darlehen zu 5 %. Gesamtumsatz 1904/05 666 752,95 M.
Anmeldungen beim Geschäftsführer Herrn
C. A. Richter, NW. 40,
Kronprinzen-Ufer 5.

Dr. C. ERNST
Kunstanstalt für Kirchenschmuck
BERLIN W. 8,
Kronenstrasse 24.
Vom 1. April ab: W. 9, Köthenerstrasse 16.
Muster und Abbildungen kostenlos.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Henn's Kirchenöfen D. R. P.
Monatelang auf Probe!
E. Henn, Ofen-Fabrik, Kaiserslautern.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!

Brause-Feder No. 112,
berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Freigemeindliche Predigervakanz.
Die Stelle des **Predigers** an der **freien religiösen (evangelischen) Gemeinde zu Königsberg i. Pr.** ist baldmöglichst neu zu besetzen mit einem Anfangsgehalt von **3000 Mk.**
Gefällige Meldungen bis **Ende März cr.** erbeten; etwaige Anfragen erledigt umgehend der zeitige Vorsteher
Dr. F. Rupp,
Königsberg i. Pr.,
Kalthöfsche Str. 27/28.
1. März 1906.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.